Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Funfzehntes Bändchen:

Rousseau's neue Heloise.

Achter Theil.

Leipzig,
bey C. H. F. Hartmann.
1826.

2

Julie

oder

Die neue Heloise

in Briefen zweyer Liebenden, Bewohner einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. J. Rousseau.

„Nicht kannte sie die Welt, doch ich, der weinend
Zurück hier blieb, ich habe sie gekannt."

Petrarka.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Th. Hell.

Achter Theil.

Leipzig,
bey C. H. F. Hartmann.
1826.

Rousseau's

Neue Heloise.

Achter Theil.

Julie
oder
die neue Heloise.

Sechste Abtheilung.
(Fortsetzung.)

VIII. Frau von Wolmar an St. Preux.

Ey, ey! ist da nicht Ihre wildgewordene Phantasie schon wieder da? Und worüber, ich bitte Sie? Ueber die aufrichtigsten Beweise der Achtung und Freundschaft, die Sie je von mir erhielten, über die ruhigen Bemerkungen, die mir meine Sorgfalt für ihr Glück einflößte, über den verbindlichsten, vortheilhaftesten und ehrenvollsten Antrag, der Ihnen je gemacht werden konnte, über das dringende, vielleicht unbedachtsame Verlangen, Sie durch unauflösliche Bande mit meiner Familie zu vereinigen, über meinen Wunsch, aus Ihnen, einem Undankbaren, welcher glaubt, oder zu glauben vorgiebt, daß ich ihn nicht mehr zum Freunde haben wollte,

meinen Verwandten, meinen Blutsfreund zu machen! Um aus der Unruhe zu kommen, in der Sie zu seyn scheinen, durften Sie nur das, was ich Ihnen schrieb, in seinem natürlichsten Sinne nehmen. Doch Sie quälen sich ja seit langer Zeit schon gern selbst mit dem Unrechte, was Sie andern anthun. Ihr Brief ist wie Ihr Leben, hochschwebend und an der Erde kriechend, voller Kraft und kindischen Wesens. Mein theurer Philosoph, wollen Sie denn gar nicht aufhören, ein Kind zu seyn?

Wo haben Sie denn das her, daß ich daran dächte, Ihnen Gesetze vorzuschreiben, mit Ihnen zu brechen, und, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, Sie ans Ende der Welt zurückzuschicken? Aufrichtig gesprochen, halten Sie das für den Sinn meines Briefs? Gerade das Gegentheil. Indem ich im Voraus schon des Vergnügens genoß, in Ihrer Gesellschaft zu leben, fürchte ich die Hindernisse, die es stören könnten, und beschäftige mich mit den Mitteln, wie diesen Hindernissen auf die angenehmste und freundlichste Weise vorgebeugt werden könnte, so daß ich Ihnen ein Glück vorbereitete, das Ihrer Verdienste und meiner Liebe gegen Sie würdig wäre. Das ist mein ganzes Verbrechen; darinnen lag, wie mir's scheint, nichts, was Sie so in Unruhe hätte bringen können.

Sie haben Unrecht, mein Freund, denn Sie wissen sehr gut, wie theuer Sie mir sind. Aber Sie lassen sich das gern wiederholen, und da ich an diesem Wiederholen fast eben so viel Vergnügen finde, könnten Sie sehr leicht zu dem gelangen, was Sie wünschen, ohne daß Klagen und üble Laune sich mit hineinzumischen brauchten.

Seyn Sie daher fest versichert, daß wenn Ihnen der hiesige Aufenthalt angenehm ist, er mir es eben so sehr ist, als Ihnen, und daß von allen dem, was Herr

von Wolmar für mich gethan hat, ich von nichts so innig gerührt worden bin, als von der Sorgfalt, womit er Sie in Haus gerufen, und Sie in den Stand gesetzt hat, darinnen zu bleiben. Mit Vergnügen gebe ich Ihnen zu, daß wir eins dem andern nützlich sind. Wir sind geeigneter, guten Rath anzunehmen, als ihn aus uns selbst zu erholen, und sind daher beide der Leitung bedürftig. Und wer verstände es auch besser, was dem einen gut ist, als der andere, der ihn so genau kennt? Wer wird aus allen dem, was eine peinvolle Rückkehr kostet, die Gefahr auf Abwege zu gerathen, besser erkennen? Welcher Gegenstand vermöchte es besser, uns an diese Gefahr zu erinnern? Vor wem müßten wir in dem Grade erröthen, wenn wir ein so großes Opfer entweihten? Sind wir, nachdem wir solche Bande zerbrochen haben, ihrem Andenken nicht schuldig, nichts zu thun, was des Bewegungsgrundes unwerth wäre, der sie uns brechen ließ? Ja, das ist eine Treue, die ich gegen Sie stets beobachten werde, daß ich Sie zum Zeugen aller Handlungen meines Lebens nehme, und bey jeder Empfindung, die mich beseelt, Ihnen sage: Sehen Sie, das zog ich Ihnen vor! Ach! mein Freund, ich weiß dem Ehre zu erweisen, was mein Herz so sehr empfunden hat; ich könnte vor aller Welt schwach seyn, aber vor Ihnen bürge ich für mich.

In diesem Zartgefühl, das wahre Liebe stets überlebt und nicht in Wolmars spitzfindigen Unterscheidungen muß man den Grund jener Seelenerhebung und jener innern Kraft aufsuchen, die wir eins bey dem andern empfinden, und die ich eben so wohl wie Sie zu empfinden glaube. Diese Erklärung ist wenigstens die natürlichste, sie macht unsern Herzen mehr Ehre, als die seinige, muntert zum recht handeln mehr auf und das ist genug, ihr den Vorzug zu geben. Glauben Sie

also, daß ich, weit entfernt, in der seltsamen Stimmung zu seyn, die Sie bey mir voraussetzen, gerade in der entgegengesetzten bin; daß, wenn ich auch mein Vorhaben, uns zu vereinigen, aufgeben müßte, ich solches als ein großes Unglück für Sie, für mich, für meine Kinder und für meinen Mann sogar ansehen würde, der, wie Sie wissen, nicht geringen Antheil an der Ursache hat, warum ich Sie hier zu sehen wünsche. Doch, um nur von der mich allein betreffenden Neigung zu reden, erinnern Sie sich wohl des Augenblicks Ihrer Ankunft. Bezeigte ich bey unserm Wiedersehen weniger Freude, als Sie? Ist es Ihnen so vorgekommen, daß Ihr Aufenthalt in Clarens mir verdrüßlich und lästig gewesen wäre? Haben Sie geglaubt, daß ich Sie mit Vergnügen abreisen sähe? Soll ich Alles heraussagen, und mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit zu Ihnen reden? So gestehe ich Ihnen denn ohne alle Umschweife, daß die letzten sechs Monate, die wir beysammen verlebt haben, die angenehmste Zeit meines Lebens gewesen sind, und daß ich in diesem kurzen Zeitraume alles das Glück genossen habe, das meine Empfindung mir nur denkbar gemacht hatte.

Ich werde nie eines Tages im vorigen Winter vergessen, wo wir, nachdem wir gemeinschaftlich Ihre Reisebeschreibung und Mylord Eduards Abenteuer gelesen hatten, im Apollosaale zu Abend aßen, und wo ich, indem ich an die Glückseligkeit dachte, die mir Gott auf dieser Welt noch verleiht, Alle um mich sah, meinen Vater, meinen Gatten, meine Kinder, meine Cousine, Mylord Eduard, Sie, ohne noch Fanchon zu rechnen, die das Gemälde nicht verdarb. Und alle diese um der glücklichen Julie willen versammelt. Dieses kleine Zimmer, sagte ich bey mir selbst, umfaßt Alles, was meinem Herzen theuer ist, Alles vielleicht,

was die Erde vollkommnes hat. Was mich nur angeht, umfaßt mich hier; hier ist für mich die Welt. Ich genieße zugleich meiner Liebe für meine Freunde, ihrer Gegenliebe und der, mit der sie unter sich einander lieben. Ihr wechselseitiges Wohlwollen entspringt entweder aus mir, oder bezieht sich auf mich; ich sehe nichts, was nicht mein Wesen ausdehnte, und nichts was es zertheilte; es ist in Allem, was mich umgiebt, kein Theil davon ist von mir entfernt. Meiner Einbildungskraft ist nichts zu thun übrig; ich habe nichts zu wünschen. Empfinden und genießen ist für mich Eins; ich lebe in Allem, was ich liebe, und sättige mich an Glück und Leben. O Tod, komm wenn du willst, ich fürchte dich nicht mehr, ich habe gelebt und bin dir zuvorgekommen; neue Gefühle habe ich nicht mehr kennen zu lernen, Du kannst mir nichts mehr rauben!

Je mehr Vergnügen ich empfand, in Ihrer Gesellschaft zu leben, desto angenehmer war es mir, daß ich darauf rechnen konnte, und desto besorgter mußte Alles mich machen, was dieses Vergnügen hätte stören können. Lassen wir für jetzt einen Augenblick jene furchtsame Moral, so wie jene vorgebliche Andächteley, deren Sie mich beschuldigen, bey Seite gesetzt. Geben Sie mir wenigstens zu, daß aller Reiz des Umgangs unter uns in der Aufschließung des Herzens besteht, wodurch alle Empfindungen, alle Gedanken gemeinschaftlich werden, und folglich ein Jedes, da es sich so beschaffen fühlt, wie es seyn muß, sich Allen auch so zeigt, wie es ist. Nehmen Sie auch einen Augenblick an, daß irgend ein geheimes Verständniß, eine Verbindung, die man geheim halten müßte, oder irgend ein Grund, der Zurückhaltung und heimliches Wesen nothwendig machte, vorhanden wäre; augenblicklich verschwindet alles Vergnügen, sich zu sehen,

eines fühlt vor dem andern einen gewissen Zwang; man möchte sich wieder davon schleichen; wenn man zusammenkömmt, möchte man sich lieber meiden. Das behutsame, stets auf den Wohlstand berechnete Benehmen erzeugt Mißtrauen und Ueberdruß. Wie ist es möglich, diejenigen lange zu lieben, die man fürchtet? Eines wird dem Andern lästig — Julie sollte lästig werden! — ihrem Freunde lästig! Nein, nein! das kann nie geschehen; man hat nie andere Leiden zu befürchten, als solche, die man zu ertragen vermag.

Als ich Ihnen meine Bedenklichkeiten offenherzig vorlegte, war es gar meine Absicht nicht, Ihren Entschluß verändern zu wollen, sondern Sie darüber ins Klare zu setzen, damit es Ihnen, daferne Sie sich zu etwas entschlössen, wovon Sie nicht alle Folgen vorausgesehen hätten, nicht etwa gereuen möchte, wenn Sie nicht mehr zurück könnten. Was die Besorgnisse anlangt, die Wolmar nicht gehabt hat, so war dies nicht seine, sondern Ihre Sache; niemand als Sie können über eine Gefahr urtheilen, die von Ihnen selbst entspringt. Ueberlegen Sie es genau, dann sagen Sie mir, daß keine Gefahr vorhanden ist, und ich denke nicht mehr daran, denn ich kenne Ihre Aufrichtigkeit und Ihre Absichten sind es nicht, in die ich Mißtrauen setze. Ist auch Ihr Herz fähig in der Ueberraschung Fehler zu begehen, das vorsätzliche Böse hat sich ihm ganz gewiß nie genähert. Das macht den Unterschied zwischen dem schwachen und dem bösen Menschen aus.

Wären nun auch meine Einwendungen gegründeter gewesen, als ich nicht gern glauben möchte, warum nehmen Sie denn die Sache gleich aufs Aergste? Die zu nehmenden Vorsichtsmaßregeln betrachte ich nicht mit so strengem Auge als Sie. Folgt denn daraus, daß Sie alle Ihre Pläne nunmehr sogleich aufgeben und wir uns auf immer fliehen müßten? Nein, mein

geliebter Freund, so traurige Hülfsmittel sind nicht nöthig. Ihr Kopf ist noch Kind, aber dem Herzen nach sind Sie schon alt. Große, lange genährte Leidenschaften erwecken uns Ekel vor andern, der innere auf sie folgende Friede ist die einzige Empfindung, welche durch den Genuß wächst. Das fühlende Herz fürchtet die Ruhe, die es nicht kennt; es empfinde sie ein Mal und es wird sie nie wieder zu verlieren wünschen. Hält man zwey so entgegengesetzte Zustände gegen einander, so lernt man den bessern vorziehen, man muß sie aber kennen, um sie zu vergleichen. Ich meinerseits sehe den Zeitpunkt Ihrer Seelenruhe vielleicht näher als Sie selbst. Sie haben zu viel empfunden, um noch lange zu empfinden; Sie haben zu viel geliebt, um nicht gleichgültig zu werden. Die Asche, die aus dem Ofen kommt, entzündet sich nicht wieder, allein man muß warten, bis alles ausgebrannt ist. Noch einige Jahre Aufmerksamkeit auf sich selbst, und Sie haben dann keine Gefahr mehr zu fürchten.

Das Glück, welches ich Ihnen bereiten wollte, hätte diese Gefahr vernichtet, aber auch ohne diesen Grund war dieses Glück an sich schon reizend genug, um beneidet zu werden, und daferne Ihr Zartgefühl Sie abhält, Anspruch darauf zu machen, so dürfen Sie mir nicht erst sagen, was eine solche Bescheidenheit hat kosten können. Ich besorge indessen, es mischen sich unter Ihre Gründe mehr scheinbare, als haltbare Ursachen; besorge ferner, Sie mögen einen Ruhm darinnen suchen, Verpflichtungen zu halten, von denen Sie Alles entbindet und die Niemand mehr etwas nützen, und aus einer vergeblichen Beständigkeit, die eher zu tadeln als zu loben und von nun an ganz übel angebracht ist, sich eine ganz falsche Tugend bilden. Ich habe Ihnen ehedem schon ein Mal gesagt, daß man ein zweytes Verbrechen begeht, wenn man einen un-

rechtmäßigen Schwur hält. War der Ihrige vormals nicht unrechtmäßig, so ist er es nunmehr geworden, und das reicht hin, ihn für ungültig zu erklären. Das Versprechen, das man immerfort halten muß, ist, ein rechtschaffener Mensch seyn, und stets fest bey seiner Pflicht bleiben zu wollen. Sich verändern, wenn diese sich verändert, das ist nicht Leichtsinn, es ist Beständigkeit. Sie thaten damals vielleicht wohl, als Sie das versprachen, was jetzt zu halten unrecht von Ihnen seyn würde. Thun Sie zu allen Zeiten, was die Tugend verlangt, und Sie werden sich niemals ungleich handeln.

Sollte sich unter Ihren Bedenklichkeiten irgend ein haltbarer Einwand finden, so können wir diesen ja in der Folge mit Muße prüfen. Unterdessen ist mir's nicht ganz unlieb, daß Sie auf meine Idee nicht mit derselben große Begierde eingegangen sind, als ich, damit meine Vorschnelligkeit, wenn ich anders mich einer schuldig gemacht habe, Ihnen weniger schmerzlich ist. Ich hatte diesen Plan während der Abwesenheit meiner Cousine entworfen. Seit Ihrer Zurückkunft aber und dem Abgange meines Briefes habe ich mich mit ihr einige Male ganz im Allgemeinen über eine zweyte Verbindung unterhalten, und sie ist mir dagegen so abgeneigt vorgekommen, daß ich, ungeachtet aller Zuneigung, die sie, wie ich weiß, für Sie hat, dennoch besorge, ich würde zudringlicher werden müssen, als es mir zukömmt, um ihren Widerwillen zu überwinden, selbst wenn es zu Ihrem Besten geschähe, denn es giebt einen Punkt, wo die Gewalt der Freundschaft den Neigungen und Grundsätzen nachgeben muß, die ein Jedes in Betreff solcher Pflichten hat, die an sich zwar willkührlich sind, aber auf den Zustand des Herzens, das sich diese Pflichten auflegt, Bezug haben.

Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir dieser Plan noch am Herzen liegt. Wir alle finden unsern Vortheil

dabey; Sie würde er auf ehrenvolle Weise aus der ungewissen Existenz reißen, in der Sie in der Welt leben, er würde unser allerseitiges Interesse so verschmelzen, und uns diese Freundschaft, die uns so süß ist, zu einer so natürlichen Pflicht machen, daß ich ihn noch nicht gänzlich aufgeben kann. Nein, mein Freund, Sie werden mir nie nahe genug angehören; es ist mir nicht einmal nahe genug, wenn Sie mein Vetter würden; ach! ich wünschte, Sie wären mein Bruder!

Es sey nun mit allen diesen Ideen, wie es wolle, lassen Sie wenigstens meinen Gesinnungen gegen Sie Gerechtigkeit wiederfahren. Genießen Sie ohne Zurückhaltung meiner Freundschaft, meines Vertrauens und meiner Achtung. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen nichts mehr vorzuschreiben habe, und auch nicht glaube, daß es nöthig sey. Entziehen Sie mir nicht das Recht, Ihnen Rath zu geben, aber bilden Sie sich nie ein, daß ich statt dessen Ihnen Vorschriften machen werde. Sagt Ihnen Ihr Gefühl, Sie können unbesorgt in Clarens wohnen; kommen Sie, wohnen Sie hier! Ich werde mich darüber freuen. Glauben Sie aber, daß Sie nöthig haben, den immer noch verdächtigen Ueberbleibseln einer stürmischen Jugend einige Jahre verwilligen zu müssen, dann schreiben Sie mir recht oft, und besuchen Sie uns, wenn Sie wollen, wir wollen den vertrautesten Briefwechsel unterhalten. Welcher Kummer wird nicht durch solchen Trost gelindert! Welche Trennung erträgt man nicht, wenn man hoffen darf, seine Tage vereint mit einander zu beschließen! Ich will noch mehr thun; ich bin bereit, Ihnen eines von meinen Kindern anzuvertrauen; in Ihren Händen werde ich es besser aufgehoben glauben, als in den meinigen. Bringen Sie mir es dann einst wieder, werde ich nicht sagen können, wessen Rückkunft von beiden mich am meisten erfreut hat. Sind

Sie endlich ganz zur Vernunft gekommen, haben Sie Ihre Hirngespinnste verbannt, und wollen meine Cousine noch verdienen, so kommen Sie, lieben Sie sie, huldigen Sie ihr, und erwerben Sie sich vollends ihren Beyfall, womit Sie, wie ich glaube, schon einen Anfang gemacht haben. Besiegen Sie ihr Herz, und Hindernisse, die es Ihnen in den Weg legt, ich werde Sie mit allen meinen Kräften unterstützen. Machen Sie endlich beide einander glücklich, und zu meinem Glücke wird dann nichts mehr fehlen. Zu was Sie sich aber auch nach reifer Ueberlegung entschließen mögen, entschließen Sie sich mit Festigkeit, und thun Sie Ihrer Freundin nicht mehr die Kränkung an, und beschuldigen Sie sie des Mißtrauens gegen Sie.

Indem ich immer nur an Sie denke, vergesse ich mich selbst. An mich muß die Reihe doch auch kommen, denn Sie machen es beym Streiten mit Ihren Freunden wie mit Ihren Gegnern im Schachspiel, Sie greifen an, indem Sie sich vertheidigen. Sie entschuldigen sich wegen Ihrer Philosophie, indem Sie mich der Andächteley beschuldigen, eben so als wenn ich dem Wein entsagt hätte, als er Sie berauscht hatte. Ich wäre alsonach Ihrer Rechnung eine Andächtlerin, oder im Begriff, eine zu werden? Es sey! ändern aber verächtliche Namen das Wesen der Dinge? Wenn Andacht gut ist, worinnen liegt das Unrecht, andächtig zu seyn? Aber dieses Wort ist für Sie vielleicht zu niedrig. Die philosophische Würde verachtet den Gottesdienst des gemeinen Volks, sie will Gott auf edlere Weise verehren; Sie erstreckt ihre Anmaßungen und ihren Stolz bis in den Himmel. O! meine armen Philosophen! — Doch von mir wollte ich ja reden.

Ich liebte die Tugend von meiner Kindheit an und arbeitete stets an der Ausbildung meiner Vernunft. Durch Gefühl und Einsichten habe ich mich selbst regie-

ren wollen, und habe mich schlecht regiert. Bevor Sie mir die Führerin nehmen, die ich mir selbst gewählt habe, geben Sie mir erst eine andere, auf die ich bauen kann. Immer Stolz, mein guter Freund, man mag machen, was man will! Er ist's, der Sie erhebt und mich demüthiget. Ich glaube so viel als eine andere werth zu seyn, und tausend andere haben tugendhafter gelebt, als ich; jene hatten also Hülfsquellen, die ich nicht hatte. Warum muß denn nur ich, die ich mich gut geartet geboren fühlte, mein voriges Leben verborgen halten? Warum haßte ich das Böse, dessen ich mich wider meinen Willen schuldig machte? Ich kannte nichts als meine eignen Kräfte, und diese konnten nicht ausreichen. Ich glaube allen Widerstand angewendet zu haben, den man aus sich selbst nehmen kann, und doch bin ich jedes Mal unterlegen. Wie fangen es also die an, die wirklich widerstehen? Sie haben eine bessere Stütze.

Nachdem ich Ihrem Beyspiele zufolge diese Stütze ergriffen hatte, fand ich in meiner Wahl noch einen andern Vortheil, an den ich nicht gedacht hatte. So lange die Leidenschaften herrschen, helfen sie uns die Qualen, die sie verursachen, auch ertragen; sie halten die Hoffnung zur Seite des Verlangens aufrecht. So lange man noch nach etwas strebt, kann man des Glücklichseyns entbehren; man hofft es noch zu werden, und erscheint das Glück nicht, so verlängert sich die Hoffnung und der Zauber der Täuschung hält so lange an, als die Leidenschaft, die ihn entstehen läßt. Auf diese Weise ist dieser Zustand sich selbst genug, und die Unruhe, die er verursacht, ist eine Art von Genuß, der die Wirklichkeit vertritt, und vielleicht noch mehr werth ist, als sie.

Wehe dem, der nichts mehr zu wünschen hat! Er verliert so zu sagen alles, was er besitzt. Das, was

man erlangt, gewährt weniger Genuß, als das, was man hofft, und man ist am glücklichsten, wenn man noch nicht glücklich ist. Der begehrende und beschränkte Mensch, geschaffen alles zu verlangen und wenig zu erhalten, hat in der That vom Himmel eine tröstende Kraft empfangen, die alles, was er wünscht, ihm näher bringt, es seiner Einbildungskraft unterwirft, die es ihm gegenwärtig und fühlbar macht, es ihm gewissermaßen überläßt und um diesem eingebildeten Besitze noch mehr Reiz zu verleihen, es nach dem Gefallen seiner Leidenschaft formt. Alle diese Zauberey aber verschwindet in den Augen des Besitzers vor dem Gegenstande selbst; was man sieht, stellt man sich nicht mehr vor; die Phantasie schmückt das nicht mehr, was man besitzt, die Täuschung hört da auf, wo der Genuß beginnt. Das Land der Träume ist das einzige, was bewohnt zu werden verdient und alle irdischen Dinge sind so nichtig, daß außer dem Wesen, das durch sich selbst sein Daseyn hat, es nichts Schönes giebt, als nur das, was nicht ist.

Findet diese Wirkung nicht bey allen einzelnen Gegenständen unsrer Leidenschaften statt, so äußert sie sich doch unfehlbar bey der gemeinschaftlichen Empfindung, die alle übrigen Empfindungen in sich faßt. Ohne Schmerz leben, ist kein menschlicher Zustand; so leben, heißt todt seyn. Wer Alles vermöchte und nicht Gott wäre, würde ein elendes Geschöpf seyn; jeder andere Verlust würde eher ertragen werden können. *)

*) Hieraus folgt, daß jeder Fürst, der nach despotischer Gewalt strebt, nach der Ehre strebt, vor langer Weile zu sterben. Sucht man, in welchem Reiche es sey, nach dem, der im Lande die meiste Langeweile hat, so gehe man geraden Wegs zum Landesherrn,

Das erfahre ich seit meiner Verheirathung und Ihrer Zurückkunft zum Theil selbst. Allenthalben erblicke ich Ursachen zur Zufriedenheit und doch bin ich nicht zufrieden. Ein geheimer Mißmuth schleicht sich in das Innerste meines Herzens ein; ich fühle es leer und geschwollen, wie Sie ehemals von dem Ihrigen sagten. Meine Liebe zu allen, die mir theuer sind, reicht nicht aus, es auszufüllen; es behält noch eine Kraft, die ihm nichts nützt, und womit es nichts anzufangen weiß. Dieser Unmuth ist sonderbar, ich gebe es zu, aber er ist darum nicht weniger vorhanden. Ich bin allzuglücklich, mein Freund, ich bin des Glücks überdrüssig. *)

Wissen Sie irgend ein Mittel wider diesen Ueberdruß des Wohlbefindens? Ich wenigstens muß Ihnen bekennen, daß eine so wenig vernunftmäßige und fast unwillkührliche Empfindung dem Werthe, den ich aufs Leben setzte, viel benommen hat, und ich begreife nicht, was für einen Reiz man noch darinnen finden könnte, die mir mangelte und der mir Genüge leistete. Sollte eine Andere noch fühlender seyn; sollte sie ihren Vater, ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Freunde und alle, die um sie sind, mehr lieben? Wird sie von ihnen mehr geliebt werden? Wird eine Andere ein Leben führen,

---

zumal wenn seine Gewalt nicht eingeschränkt ist. Das verlohnte sich also wohl der Mühe, so viele Menschen darum elend zu machen! Könnte er sich denn nicht mit weniger Kosten langweilen?

*) Wie Julie! Auch Widersprüche! Ach! ich fürchte sehr, reizende Andächtlerin, daß Du wohl mit Dir selbst nicht recht einig seyn magst. Uebrigens gestehe ich, kommt mir dieser Brief wie ein Schwanengesang vor.

das besser nach ihrem Geschmack wäre, als mir das Leben ist, das ich führe? Wird es ihr mehr freystehen, sich ihre Lebensweise zu wählen? Wird sie sich einer bessern Gesundheit erfreuen? Wird sie mehr Hülfsmittel gegen den Ueberdruß besitzen, durch mehr Bande, als ich, an die Welt geknüpft seyn? Und bey allem dem lebe ich unruhig; mein Herz weiß nicht, was ihm fehlt, es sehnt sich, ohne zu wissen nach was.

Da es nun hienieden nichts findet, das es befriedigte, so sucht das verlangende Herz anderswo nach einem Gegenstande, der es erfülle. Indem es sich zum Urquell des Gefühls und des Seyns erhebt, verliert es dort seine Kraftlosigkeit und seinen Mißmuth; es wird neu geboren, lebt wieder auf, gewinnt neue Federkraft wieder, und schöpft aus ihm ein neues Leben. Dort nimmt meine Seele ein anderes Daseyn an, das nicht von den Leidenschaften des Körpers abhängt, oder vielmehr, sie ist nicht mehr in mir selbst, sie lebt ganz in dem unermeßlichen Wesen versunken, das sie anschaut und einen Augenblick von ihren irdischen Banden entfesselt, findet in diesem Versuche den Trost, in einen erhabeneren Zustand zurückzukehren, von dem sie hofft, daß er dereinst der ihrige seyn werde.

Sie lächeln; ich verstehe Sie, mein guter Freund. Ich habe mir mein eignes Urtheil gesprochen, wenn ich ehedem diesen Zustand des betenden Anschauens tadelte, den ich jetzt zu lieben bekenne. Hierüber habe ich nur ein Wort zu sagen, nämlich ich hatte diesen Zustand noch nicht versucht. Ich verlange nicht einmal, ihn in jeder Hinsicht zu rechtfertigen. Ich sage nicht, daß dieser Geschmack weise sey und sage bloß, daß er lieblich ist, daß er das Gefühl des sich erschöpfenden Glücks ergänzt, die Leere der Seele ausfüllt, und über ein Leben neuen Reiz verbreitet, das dazu verwendet wurde, ihn zu verdienen. Hat dieser Zustand biswei-

len üble Folgen, dann muß man ihn unstreitig verwerfen; täuscht er das Herz durch einen trügerischen Genuß, muß man ihm ebenfalls entsagen. Aber wer hält am Ende mehr an der Tugend, der Philosoph mit seinen stolzen Grundsätzen, oder der Christ in seiner Einfalt? Wer ist schon in dieser Welt der Glücklichste, der Weise mit seinem Verstande, oder der Andächtige mit seinem Wahne? Wozu bedarf ich des Denkens und der Vorstellungen in einem Augenblicke, wo alle meine Seelenkräfte fern von mir sind? Die Trunkenheit hat ihre Freuden, sagten Sie einmal. Gut! Dieser Wahn ist ein solcher Zustand. Entweder lassen Sie mich in einem Zustande, der mir angenehm ist, oder zeigen Sie mir einen bessern.

Ich habe die Entzückungen der Mystiker getadelt, und tadle sie noch, wenn sie uns von unsern Pflichten abziehen und indem sie uns durch den Reiz des contemplativen Lebens das thätige Leben verekeln, uns zu jenem Quietismus verleiten, dem Sie mich so nahe glauben und wovon ich so weit entfernt zu seyn glaube, als Sie.

Gott dienen heißt nicht sein Leben im Bethause auf den Knieen zubringen, das weiß ich sehr wohl; es heißt auf Erden die Pflichten erfüllen, die er uns auflegt, es heißt Alles, was uns in Ansehung unsers Zustandes, in den er uns versetzt hat, zukömmt, mit dem Vorsatze zu thun, ihm zu gefallen:

> .... Il cor gradisce;
> E serve a lui chi 'l suo dover compisce. *)

Vorerst muß man thun, was man zu thun schul-

---

*) .... Das Herz nur sieht er an,
Und wer das Seine thut, ist wohlgefällig ihm.

dig ist, und dann beten, wenn man kann; und das ist die Vorschrift, die ich befolge. Wenn ich meine zerstreuten Gedanken sammle, mache ich mir das nicht, wie Sie mir vorwerfen, zu einer Beschäftigung, sondern zu einer Erholung, und ich sehe nicht ein, warum ich mir unter den Vergnügungen, die mir zu Gebote stehen, gerade das rührendste und unschuldigste von allen versagen sollte.

Seit Ihrem letzten Briefe habe ich mich noch sorgfältiger geprüft. Ich habe auf die Wirkungen Acht gegeben, die jene Neigung, welche Ihnen so sehr zu mißfallen scheint, in meiner Seele hervorbringt, und bis jetzt kann ich nichts darinnen finden, das mich, wenigstens so bald nicht, den Mißbrauch einer übel verstandenen Andacht fürchten ließe.

Erstens habe ich zu dieser Uebung keine allzu lebhafte Neigung, die mir, wenn ich sie entbehren muß, keine Schmerzen verursacht, oder mir üble Laune machte, wenn man mich davon abhielte. Eben so wenig zerstreut sie mich auch bey meinen täglichen Geschäften, und bringt mir gegen die Erfüllung meiner Pflichten weder Ekel bey, noch macht sie mich darüber ungeduldig. Sehne ich mich zuweilen nach meinem einsamen Zimmer, so geschieht es nur dann, wenn mich eine Gemüthsbewegung beunruhiget und ich mich an jedem andern Orte noch weniger wohl befinden würde. Hier ist es, wo ich, nachdem ich in mich gegangen, die Ruhe des Geistes wieder finde. Wenn irgend eine Sorge mich drückt, ein Kummer mich betrübt, lege ich da Alles ab. Alle diese Beschwerden verschwinden vor einem weit größern Gegenstande. Indem ich an alle Wohlthaten der Vorsehung denke, schäme ich mich, gegen eine so geringe Bekümmerniß empfindlich zu seyn und so große Beweise ihrer Gnade zu vergessen. Diese Stunden der Andacht sind weder

häufig, noch dauern sie lange. Folgt mir wider meinen Willen Traurigkeit dahin nach, so erleichtern wenig Thränen, die ich vor dem Angesicht dessen vergieße, welcher der wahre Tröster ist, im Augenblick mein Herz. Nie mischt sich Bitterkeit und Betrübniß in meine Betrachtungen; selbst meine Reue ist von Unruhe frey. Meine Fehltritte setzen mich weniger in Schrecken, als daß ich mich ihrer schäme; ich fühle nur Betrübniß, keine Gewissensbisse darüber. Der Gott, dem ich diene, ist ein gnädiger Gott, ein Vater; was mich rührt, ist seine Güte; sie verdunkelt in meinen Augen alle seine niedern Eigenschaften, sie ist das einzige, was ich begreife. Seine Macht setzt mich in Erstaunen, seine Unermeßlichkeit in Verwirrung, seine Gerechtigkeit — Er hat den Menschen schwach geschaffen; weil er gerecht ist, ist er gnädig. Der Gott der Rache ist der Gott der Gottlosen; ich kann weder für mich ihn fürchten, noch wider einen Andern ihn anrufen. O Gott des Friedens, Gott der Güte, Du bist es, den ich anbete! Ich fühle es, ich bin Dein Werk, und ich hoffe Dich an jenem letzten Tage des Gerichts so wieder zu finden, wie Du in meinem Leben zu meinem Herzen sprichst.

Ich vermöchte es nicht, Ihnen zu sagen, welche Lieblichkeit diese Vorstellungen über mein Leben verbreiten, mit welcher Freude sie das Innerste meines Herzens erfüllen. Verlasse ich dann in dieser Gemüthsstimmung mein einsames Zimmer, fühl' ich mich erleichterter und froher; aller Kummer verschwindet, alle Sorgen vergehen. Nichts ist mir nunmehr rauh oder eckig, alles wird leicht und eben, alles gewinnt in meinen Augen ein lachenderes Ansehen. Gefälligkeit gegen Andere kömmt mir nicht mehr schwer an, ich liebe meine Geliebten nur noch herzlicher und bin ihnen wieder um

so viel angenehmer; selbst mein Gatte wird dadurch zufriedener mit meiner Laune. Andacht, sagt er, ist ein Opium für die Seele; er erheitert, belebt und stärkt, wenn er mäßig gebraucht wird, aber eine zu starke Dosis schläfert ein, macht rasend, oder tödtet. Ich hoffe, daß ich so weit nicht gehen werde.

Sie sehen, daß ich mich an den Namen einer Andächtlerin nicht so sehr stoße, als Sie vielleicht gewünscht haben; ich lege aber auch eben so wenig den großen Werth darauf, wie Sie etwa glauben mögen. Ich habe es zum Beyspiel nicht gern, wenn man diesen Stand durch ein gezwungenes Aeußere und als eine Art Beruf, der von allen andern Pflichten frey spricht, zur Schau trägt. So hätte Madame Guyon, von der Sie mir erzählen, wie mir es scheint, besser daran gethan, wenn sie ihre Pflichten als Hausmutter erfüllt, ihre Kinder christlich erzogen und ihr Hauswesen verständig verwaltet hätte, als hinzugehen, Andachtsbücher zu schreiben, mit Bischöfen sich zu streiten und sich endlich wegen Träumereyen, wovon man nichts versteht, in die Bastille setzen zu lassen. Eben so wenig liebe ich jene mystische, figürliche Sprache, die das Herz mit den Hirngespinnsten der Einbildungskraft nährt und an die Stelle der wahren Liebe zu Gott Empfindungen unterschiebt, die der irdischen Liebe nachgeahmt sind, und diese nur zu leicht erregen können. Je zärtlicher unser Herz, je lebhafter unsre Einbildungskraft ist, desto mehr muß man Alles vermeiden, was zu ihrer Aufregung Anlaß giebt, denn wie soll man am Ende dazu gelangen, die Verhältnisse des mystischen Gegenstandes zu erkennen, wenn man nicht auch den sinnlichen dagegen hält? Und wie dürfte ein tugendhaftes Frauenzimmer mit Zuversicht sich Gegen-

stände vorzustellen wagen, die sie nicht anzusehen sich getrauen würde? *)

Was mir gegen die Andächtigen von Profession die meiste Abneigung eingeflößt hat, ist jene Rauhheit der Sitten, die sie gegen die Menschheit unempfindlich macht, und jener ausschweifende Hochmuth, mit dem sie mitleidig auf die übrige Welt herabblicken. Würdigen sie sie auch einmal, sich von ihrer Höhe zu irgend einer Handlung der Menschenliebe herabzuwürdigen, so geschieht das auf eine so demüthigende Art, sie beklagen ihre Mitmenschen in einem so unbarmherzigen Tone, ihre Gerechtigkeit ist so strenge, ihr Eifer so bitter und ihre Verachtung ist dem Hasse so ähnlich, daß selbst die Fühllosigkeit der Weltleute nicht so widerlich ist, als ihre Barmherzigkeit. Die Liebe zu Gott dient ihnen zur Entschuldigung, Niemanden zu lieben, sie selbst lieben sich nicht einmal unter einander; sah man wohl je wahre Freundschaft unter Andächtlern? Je mehr sie sich indessen von den Menschen losmachen, desto mehr fordern sie von ihnen; man sollte sagen, sie erhöben sich nur darum zu Gott, um seine Macht auf der Erde auszuüben.

Vor allen diesen Mißbräuchen fühle ich einen solchen Abscheu, der mich natürlicherweise davor bewahren muß. Sollte ich darein verfallen, geschieht es gewiß ohne meinen Willen, und ich hoffe von der Freundschaft aller derer, die um mich sind, daß sie mich davor war-

---

*) Dieser Einwand scheint mir so sehr gegründet und unwiderlegbar, daß wenn ich in der Kirche nur das mindeste zu befehlen hätte, ich es dazu anwenden würde, aus der heiligen Schrift das hohe Lied zu verbannen, und es würde mir nur leid thun, daß ich so lange damit gezögert hätte.

nen werden. Ich gestehe Ihnen, seit langer Zeit bin ich wegen des Schicksals meines Gatten in solcher Unruhe gewesen, daß sie mit der Zeit vielleicht meine Laune hätte verderben können. Zum Glück haben aber Mylord Eduards verständiger Brief, auf den Sie mich mit allem Recht hinweisen, und seine und Ihre trostvollen vernünftigen Gespräche meine Furcht gänzlich verscheucht und meine Grundsätze umgestimmt. Ich sehe die Unmöglichkeit ein, daß Intoleranz nicht die Seele verhärten sollte. Wie kann man Menschen zärtlich lieben, die man verdammt? Welche Nächstenliebe kann man mit Verdammten unterhalten? Sie lieben, hieße so viel, als Gott hassen, der sie bestraft. Wollen wir also menschlich handeln, so lassen Sie uns die Handlungen, nicht die Menschen richten; lassen Sie uns nicht in das schreckliche Amt der höllischen Geister eingreifen, und nicht so leichtsinnig unsern Brüdern die Hölle öffnen. Ach, wäre sie für die bestimmt, die sich irren, welcher Sterbliche könnte ihr entfliehen?

O meine Freunde, von welcher Last habt Ihr mein Herz erleichtert! da Ihr mich's einsehen lehrtet, daß Irrthum nicht Verbrechen ist, befreitet Ihr mich von tausend quälenden Zweifeln. Die spitzfindige Auslegung solcher Lehrsätze, die ich nicht begreife, lasse ich dahin gestellt seyn, und halte mich an die leuchtenden Wahrheiten, die mir ins Auge fallen, und meine Vernunft überzeugen, an die praktischen Wahrheiten, die mich meine Pflichten lehren. Was alles Uebrige anlangt, habe ich mir Ihre ehemalige Antwort an Wolmar zur Richtschnur genommen. *) Ist man Herr zu glauben, oder nicht zu glauben? Ist es ein Verbrechen, wenn man unrichtig schließt? Nein! das

*) Man sehe den 3ten Brief der V. Abtheilung.

Gewissen sagt uns nicht, was wahr ist, sondern was unsre Pflichten uns vorschreiben; es sagt uns nicht, was wir denken, sondern was wir thun sollen; es lehrt uns nicht urtheilen, sondern recht handeln. Worinnen könnte wohl mein Gatte vor Gott strafbar seyn? Wendet er die Augen von ihm ab? Gott selbst hat sein Antlitz verschleyert. Er flieht nicht die Wahrheit, die Wahrheit flieht ihn. Ihn leitet nicht der Stolz; er sucht niemand irre zu führen, er ist froh, wenn man nicht so, wie er denkt. Er liebt unsre Meinungen, wünscht dieselben zu haben und kann nicht. Unsre Hoffnungen, unser Trost, Alles entgeht ihm. Er thut das Gute, ohne Belohnung zu erwarten; er ist tugendhafter und uneigennütziger, als wir. Er ist leider! zu beklagen, aber warum sollte er bestraft werden? Nein! nein! Güte, Gradsinn, Sitten, Rechtschaffenheit und Tugend, das fordert der Himmel und das belohnt er; das ist die wahre Verehrung, die Gott von uns verlangt, und die er von ihm jeden Tag seines Lebens erhält. Urtheilt Gott über den Glauben nach den Werken, so heißt das an ihn glauben, wenn man ein rechtschaffener Mensch ist. Der wahre Christ ist der Gerechte, die wahren Ungläubigen sind die Lasterhaften.

Wundern Sie sich also nicht, mein liebenswerther Freund, wenn ich über verschiedene Punkte Ihres Briefs, worinnen wir nicht einerley Meinung sind, mit Ihnen nicht streite; ich weiß zu gut was Sie sind, um darum in Sorgen zu seyn, was Sie glauben. Was liegt mir an allen den müßigen Fragen über die Freyheit? Ob ich frey bin, das Gute von mir selbst zu wollen, oder den Willen dazu durch das Gebet erlangen, wenn ich nur endlich das Mittel finde, Gutes zu thun, kommt es nicht alles auf Eins hinaus? Möge ich mir das, was mir mangelt, indem ich darum bitte, mir selbst verschaffen, oder möge Gott es mir

auf mein Gebet bewilligen, bedarf ich weitere Erläuterung? Sind wir nicht glücklich genug, wenn wir in den Hauptstücken unsers Glaubens übereinstimmen, was suchen wir denn weiter? Wollen wir in jene Tiefen der Metaphysik eindringen, die weder Grund noch Ufer haben und unter Streiten über das göttliche Wesen die so kurze Zeit verlieren, die uns dazu gegeben ist, es zu verehren? Wir wissen nicht, worinnen es besteht, wissen aber, daß es ist und daran möge uns genügen; es läßt sich in seinen Werken erkennen, es läßt sich in unserm Innersten fühlen. Wir können wohl sein Daseyn bestreiten, aber es gewiß nicht verkennen. Er hat uns den Grad von Sinnlichkeit verliehen, wodurch wir es wahrnehmen, und mit ihm in Berührung kommen. Beklagen wir die, denen er dieses Gefühl nicht verliehen hat, ohne uns zu schmeicheln, daß wir sie über das Entbehren desselben aufklären werden. Wer von uns wird wohl eine Sache bewirken, die Gott nicht hat bewirken lassen wollen? Lassen Sie uns also im Stillen seine Beschlüsse verehren, und unsre Pflicht erfüllen; das ist das beste Mittel andern ihre Pflichten zu lehren.

Kennen Sie irgend Jemand, der mehr Sinn und Verstand besäße, als Wolmar? Jemand, der aufrichtiger, gerader, gerechter, wahrhafter und seinen Leidenschaften weniger unterworfen wäre, und bey der göttlichen Gerechtigkeit und der Unsterblichkeit der Seele mehr zu gewinnen hätte, als er? Kennen Sie einen Mann, der stärkeren Geistes, erhabener und größer in seinen Gesinnungen, und feuriger im Streiten wäre, als Mylord Eduard, der durch seine Tugenden würdiger wäre, die Sache Gottes zu vertheidigen, der überzeugter von seinem Daseyn, durchdrungener von seiner hohen Majestät, eifriger für seinen Ruhm, und geschickter wäre, sie zu behaupten? Sie haben

gesehen, wie es die drey Monate in Clarens gegangen ist. Sie haben zwey Männer, einen für den andern voller Hochachtung und Ehrerbietung, und vermöge ihres Standes und ihrer Neigungen gleich weit von den schulgerechten Spitzfindigkeiten entfernt, einen ganzen Winter damit hinbringen sehen, durch verständigen und friedlichen, aber lebhaften und gründlichen Streit sich wechselsweise aufklären, sich angreifen, sich vertheidigen, bey allen Blößen sich fassen sehen, die der menschliche Verstand geben kann, und zwar über eine Materie, wobey jeder, da Sie gleiches Interesse dabey hatten, nichts mehr wünschte, als daß sie ganz übereinstimmen könnten!

Was war der Erfolg? Ihre Hochachtung für einander hat sich verdoppelt, aber jeder ist bey seiner Meinung geblieben. Wenn dieses Beyspiel einen verständigen Mann nicht auf immer von der Streitlust heilt, so kann die Liebe zur Wahrheit ihn nicht antreiben; er sucht nur zu glänzen.

Ich meinerseits entsage auf immer diesen unnützen Waffen, und bin entschlossen, mit meinem Manne nicht ein Wort mehr über Religion zu sprechen, als wenn es darauf ankommen wird, ihm von der meinigen Rechenschaft zu geben. Nicht etwa, daß der Gedanke an die göttliche Duldsamkeit mich darüber gleichgültig gemacht hätte, wie sehr er ihrer bedarf. Ich gestehe Ihnen sogar, daß ich, wiewohl ich über sein künftiges Schicksal beruhiget bin, meinen Eifer für seine Bekehrung nicht vermindert fühle. Mein Leben gäbe ich darum hin, ihn einst noch überzeugt zu sehen, und wenn auch nicht wegen seines Wohls in jener Welt, doch wegen seines Glücks in dieser. Denn wie viele Annehmlichkeiten muß er nicht entbehren! Welches Gefühl kann ihn in seinen Leiden trösten? Welcher Zuschauer belebt seine, im Stillen ausgeübten guten

Handlungen? Welche Stimme kann wohl im Innern seines Herzens laut werden? Welchen Lohn kann er für seine Tugenden erwarten? Wie muß er dem Tode entgegen sehen? Nein! ich hoffe, in diesem schrecklichen Zustande wird er ihn nicht erwarten. Noch bleibt mir ein Mittel übrig, ihn aus diesem Zustande zu retten, und diesem Mittel weihe ich mein übriges Leben. Es ist nicht mehr von Ueberzeugen die Rede, ich will ihn rühren; ich will ihm ein Beyspiel zeigen, daß ihn nach sich ziehen und die Religion ihm so liebenswerth machen soll, daß er ihr nicht mehr wird widerstehen können. Ach, mein Freund, welch ein Ueberzeugungsgrund für den Ungläubigen ist das Leben des wahren Christen! Glauben Sie, daß irgend eine Seele dem widerstehen könnte? Das ist künftig das Tagewerk, das ich mir auflege; helfen Sie alle mir es auszuführen. Wolmar ist kalt, aber nicht gefühllos. Welch ein Gemälde könnten wir nicht seinem Herzen darbieten, wenn seine Freunde, sein Weib, wenn alle dazu beytragen, ihn zu unterrichten, indem sie ihn erbauen! Wenn sie ihm Gott, ohne in ihren Gesprächen ihn zu predigen, in ihren Handlungen zeigen, die er ihnen einflößt, in ihren Tugenden, deren Urheber er ist, in dem Zauber, den man darinnen findet, ihm zu gefallen! Wenn er in seinem Hause das Bild des Himmels sehen wird, wenn er hundertmal des Tages genöthiget seyn wird, zu sich zu sagen: „Nein, durch sich selbst ist der Mensch das nicht, hier waltet etwas, was mehr als menschlich ist!"

Ist dieses Unternehmen nach Ihrem Sinne, halten Sie sich für würdig, mit dazu beyzutragen, so kommen Sie. Wir wollen unsre Tage zusammen verleben und uns nicht eher, als im Tode verlassen. Mißfällt Ihnen das Vorhaben, oder schreckt es Sie ab, so hören Sie auf die Stimme Ihres Gewissens; es wird Ihnen

Ihre Pflicht lehren. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.

Dem zu folge, was uns Mylord Eduard geschrieben hat, erwarte ich Sie beide zu Ende künftigen Monats. Ihr Zimmer werden Sie nicht wieder erkennen, aber in den vorgenommenen Veränderungen werden Sie die Sorgfalt und das Herz einer guten Freundin erkennen, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, es zu verzieren. Sie werden darinnen auch eine kleine Sammlung von Büchern finden, die sie in Gent Ihnen ausgesucht hat; es sind bessere und vom besserm Geschmack als Adonis, wiewohl er des Scherzes wegen auch dabey ist. Seyn Sie übrigens verschwiegen, denn da sie nicht wünscht, daß Sie wissen sollen, daß das alles von ihr kömmt, eile ich es Ihnen zu schreiben, bevor sie mir verbietet, es Ihnen zu sagen.

Leben Sie wohl, mein Freund, die Lustpartie auf das Schloß Chillon, *) die wir alle zusammen machen

---

*) Das Schloß Chillon, der ehemalige Aufenthalt der Ammänner von Vevai, liegt im See auf einem Felsen, der eine Halbinsel bildet und um den herum ich das Senkbley über hundert und funfzig Klaftern tief, was beinahe achthundert Fuß ausmacht, werfen sehen, ohne Grund zu finden. In diesen Felsen hat man Keller und Küchen unter der Wasserfläche eingehauen und das Wasser läßt man, wenn man will, durch Hähne hinein. Hier war's, wo François Bonnivard, Prior von St. Victor, ein Mann von seltenen Verdiensten, von einer Gradheit und Standhaftigkeit, die jede Probe aushielt, ein Freund der Freyheit, wiewohl aus Savoyen gebürtig, und tolerant, wiewohl er Geistlicher war, sechs Jahre lang gefangen gehalten ward. Uebrigens bewohnten die Am-

wollten, findet morgen ohne Sie statt. Sie wird darum nicht angenehmer seyn, wiewohl wir uns Vergnügen dabey versprechen. Der Herr Ammann hat uns mit unsern Kindern eingeladen, daher denn mir keine Entschuldigung übrig blieb. Aber ich weiß nicht, warum ich schon wieder zurück zu seyn wünschte.

IX. Fanchon an St. Preux.

Ach mein Herr! mein Wohlthäter! was trägt man mir auf Ihnen zu sagen! — Die gnädige Frau — meine arme Herrschaft — Ach Gott! ich sehe schon, wie Sie erschrecken — aber Sie sehen unsern Jammer nicht — Ich habe keinen Augenblick zu verlieren, ich muß Ihnen sagen — ich muß fort — wenn ich Ihnen nur schon Alles gesagt hätte — Ach! was wird aus Ihnen werden, wenn Sie unser Unglück ganz erfahren?

Die ganze Familie fuhr gestern Mittag nach Chillon zu Tische. Der Herr Baron, der nach Savoyen reiste, um einige Tage auf dem Schlosse Blonay zuzubringen, fuhr nach Tische fort. Sie begleiteten ihn einige Schritte und dann giengen sie längs des Dammes spazieren. Frau von Orbe und die Frau Ammännin giengen mit dem gnädigen Herrn voraus. Die gnädige Frau folgte und führte an der einen Hand Hen-

---

männer von Vevai in dem Jahre, wo diese letzten Briefe geschrieben zu seyn scheinen, das Schloß Chillon nicht mehr. Man mag also annehmen, wenn man will, daß der damalige Ammann sich nur ein Paar Tage dort aufhielt.

rietten und an der andern Marcellin. Ich gieng mit dem Aeltesten hinten nach. Der Herr Ammann, der etwas zurückgeblieben war, um mit Jemanden zu reden, holte die Gesellschaft ein und bot der gnädigen Frau seinen Arm an. Um ihn anzunehmen, schickt sie mir den Marcellin zurück. Er läuft auf mich zu, ich auf ihn; das Kind thut im Laufen einen Fehltritt, der Fuß gleitet ihm aus, und er fällt ins Wasser. Ich schreye laut auf; die gnädige Frau kehrt sich um, sieht ihren Sohn fallen, schießt wie ein Blitz herzu und stürzt sich ihm nach —

Ich Elende, ach! warum that ich nicht dasselbe! Warum bin ich nicht dort geblieben! — Ach! ich hatte an dem Aeltesten zu halten, der seiner Mutter nachspringen wollte. — Sie umfaßte den Andern mit ihren Armen und arbeitete sich im Wasser ab. — Es waren weder Leute da, noch ein Boot und es vergieng Zeit, ehe beide herausgebracht wurden. — Das Kind ist wieder hergestellt, aber die Mutter — Das Erschrecken, ihr Fall, der Zustand, in dem sie war — Wer weiß besser als ich, wie gefährlich so ein Fall ist? Sie blieb sehr lange ohne Besinnung. Kaum war sie zu sich gekommen, so verlangte sie nach ihrem Sohne — Mit welchem freudigen Entzücken umarmte sie ihn! Ich hielt sie für gerettet, aber ihre Lebhaftigkeit dauerte nur einen Augenblick. Sie wollte hierher gebracht seyn; unterwegs wurde sie mehrmals ohnmächtig. Aus einigen Aufträgen zu urtheilen, die sie mir gegeben hat, sehe ich, daß sie nicht wieder aufzukommen gedenkt. Ach! ich bin gar zu unglücklich, wenn sie nicht wieder aufkommt. Frau von Orbe hat sich noch mehr verändert, als sie. Alle Welt ist in einer Bestürzung — ich bin noch am ruhigsten im ganzen Hause — worüber sollte ich mich auch beunruhigen? — Meine arme Herrschaft! Ach, wenn ich die verliere, habe ich Nie-

mand mehr nöthig — Ach mein lieber Herr, der liebe Gott halte Sie aufrecht in dieser Prüfung! — Leben Sie wohl. — Der Arzt kommt so eben aus ihrem Zimmer. Ich eile ihm entgegen — Giebt er uns einige gute Hoffnung, so schreib' ich es Ihnen. Wenn ich nichts schreibe —

X. An St. Preux.

(Angefangen von Frau von Orbe und beendigt vom Herrn von Wolmar.)

Juliens Tod.

Es ist aus! Unbesonnener, unglücklicher Mensch, unseliger Träumer! Sie sehen sie nie wieder — der Schleyer — Julie ist nicht —

Sie hat Ihnen geschrieben. Erwarten Sie ihren Brief; ehren Sie ihren letzten Willen. Sie haben auf dieser Erde noch große Pflichten zu erfüllen.

XI. Herr von Wolmar an St. Preux.

Ich habe Ihren ersten Schmerz in der Stille vorüber gehen lassen; mein Brief hätte ihn nur noch bitterer gemacht. Sie waren eben so wenig im Stande, eine Beschreibung der näheren Umstände auszuhalten, als ich, sie Ihnen zu geben. Vielleicht wird sie für uns beide jetzt erquickend seyn. Es sind mir von ihr nichts als Erinnerungen übrig geblieben, mein Herz faßt sie mit Freuden auf. Ihnen sind weiter nichts

übrig als Thränen, Sie werden des Trostes genießen, Thränen um sie zu vergießen. Mir ist dieses Labsal der Unglücklichen in meinem Elende versagt; ich bin noch unglücklicher, als Sie.

Nicht von ihrer Krankheit, von ihr selbst will ich mit Ihnen reden. Andere Mütter können ihren Kindern ins Wasser nachstürzen; was ihr begegnete, ihr Fieber, ihr Tod, Alles ist natürlich, es ist das allgemeine Loos der Sterblichen. Allein die Anwendung ihrer letzten Augenblicke, ihre Gespräche, ihre Empfindungen, ihre Seele; das ist ausschließend Julien eigen. Sie hat nicht gelebt, wie eine andere; Niemand ist, so viel ich weiß, so gestorben, als sie. Das habe ich allein nur beobachten können, und das ist's, was Sie von mir erfahren sollen.

Sie wissen, daß das Schrecken, die heftige Bewegung, der Fall, das Wasser, was sie wieder von sich geben mußte, eine lang anhaltende Ohnmacht veranlaßt hatten, von der sie erst hier sich gänzlich erholte. So wie sie hier ankam, verlangte sie wieder nach ihrem Sohne; er kam, und kaum hatte sie ihn gesehen, und daß er gehen, und ihre Liebkosungen erwiedern konnte, als sie völlig ruhig ward und darein willigte, ein wenig zu ruhen. Ihr Schlummer war kurz; und da der Arzt noch nicht kam, ließ sie uns indessen um ihr Bett herum setzen, nämlich Fanchon, ihre Cousine und mich. Sie sprach mit uns von ihren Kindern, von der steten Sorgfalt, welche bey der Art der Erziehung, die sie befolgt habe, bey ihnen erforderlich sey und von der Gefahr, wenn man sie nur einen Augenblick lang vernachlässigte. Ohne gerade ihre Krankheit für bedeutend zu halten, sah sie doch voraus, daß sie dadurch einige Zeit behindert werden würde, das Ihrige dabey zu thun, und trug uns auf, diese Sorgfalt unter uns zu vertheilen.

Sie ließ sich über alle ihre Pläne umständlich aus, so wie auch über die Ihrigen, über die zu deren Erreichung am besten geeigneten Mittel, über ihre gemachten Erfahrungen und was diesen Plänen beförderlich, oder nachtheilig seyn könnte, kurz über Alles, was uns in den Stand setzen sollte, ihr mütterliches Amt so lange zu versehen, als sie selbst genöthiget seyn würde, es auszusetzen. Das, dachte ich, sind viel Vorkehrungen für Jemand, der sich nur auf einige Tage einer so lieben Beschäftigung beraubt zu sehen glaubt; was mich aber ganz erschreckte, war, daß ich sah, wie sie sich über Henrietten noch weit umständlicher ausließ. In Betreff der Söhne hatte sie sich nur auf die erste Erziehung derselben beschränkt, als überließe sie einem Andern die Sorge für ihr Jünglingsalter; bey ihrer Tochter aber umfaßte sie alle Lebenszeiten, und da sie wohl fühlte, daß in diesem Punkte Niemand die Betrachtungen ergänzen könne, die ihre eigne Erfahrung sie hatte machen lassen, gab sie uns einen kurzen, aber deutlichen und nachdrucksvollen Abriß von dem für Henrietten entworfenen Erziehungsplane und legte ihrer Mutter die lebendigsten Gründe, die rührendsten Ermahnungen ans Herz, um sie zu dessen Befolgung zu vermögen.

Bey allen diesen Gedanken über die Erziehung junger Personen und über die Pflichten der Mütter, mit häufigen Anwendungen auf sich selbst untermischt, konnte es nicht fehlen, daß über das Gespräch eine gewisse Wärme verbreitet wurde. Ich bemerkte, daß sie sich zu sehr erhitzte. Clara hielt eine Hand ihrer Cousine, drückte sie alle Augenblicke an ihre Lippen und schluchzte statt aller Antwort. Fanchon war nicht ruhiger, und in Juliens Augen sah ich auch Thränen sich hervordrängen, die sie aber nicht fließen lassen wollte, um uns nicht noch mehr zu ängstigen. Nun

dachte ich gleich: sie sieht ihren Tod vor Augen. Die einzige Hoffnung blieb mir noch, daß der gehabte Schreck sie in Ansehung ihres Zustandes täuschen, und ihr die Gefahr größer zeigen könnte als sie vielleicht wäre. Zum Unglück aber kannte ich sie zu gut, um auf diesen Wahn viel zu rechnen. Ich hatte verschiedene Male versucht, sie zu beruhigen; ich bat sie von neuem, sich nicht ohne Noth durch ein Gespräch zu erhitzen, das man gelegentlich und zu einer bequemeren Zeit wieder vornehmen könne. „Ach!" — sagte sie — „nichts schadet den Weibern mehr als Stillschweigen! und dann fühle ich auch, daß ich ein wenig Fieber habe, und es ist eben so gut, wenn ich das, was es uns schwatzen läßt, auf nützliche Gegenstände verwende, als eine Menge Dinge vorbringe, die nicht hieher gehören."

Die Ankunft des Arztes erregte im Hause eine Unruhe, die unmöglich zu beschreiben ist. Mit verstörtem Blick und gefalteten Händen warteten alle Hausgenossen, einer an den andern gedrängt, an der Thüre des Zimmers, um sein Urtheil über den Zustand ihrer Herrin, wie die Entscheidung ihres Schicksals zu vernehmen. Dieser Anblick erschütterte Claren so heftig, daß ich für ihren Verstand fürchtete. Ich mußte die Leute unter verschiedenem Vorwande entfernen, um ihr diesen Gegenstand des Schreckens aus den Augen zu bringen. Der Arzt gab unbestimmt ein wenig Hoffnung, aber in einem Tone, der fähiger war, sie mir zu benehmen. Julie sagte ebenfalls nicht, was sie dachte; die Gegenwart ihrer Cousine hielt sie zurück. Als er hinausgieng, folgte ich ihm nach. Clara wollte dasselbe thun, aber Julie hielt sie zurück, und gab mir mit den Augen einen Wink, den ich verstand. Ich eilte daher dem Arzte zu sagen, daß wenn Gefahr vorhanden wäre, er sie der Frau von Orbe noch sorgfältiger verbergen müsse, als der Kranken selbst, damit

sie nicht vollends verzweifelte und außer Stand gesetzt würde, ihrer Freundin beyzustehen. Er erklärte, daß Gefahr wirklich vorhanden sey, seit dem Vorfalle aber kaum vier und zwanzig Stunden verflossen wären, und man längere Zeit warten müsse, um über den Ausgang der Krankheit etwas Bestimmtes voraus sagen zu können; die nächste Nacht würde darüber entscheidend seyn und vor dem dritten Tage könne er keinen bestimmten Ausspruch thun. Fanchon allein war bey dieser Unterredung zugegen, und nachdem ich nicht ohne Mühe sie dahin vermocht hatte, an sich zu halten, verabredeten wir unter einander, was der Frau von Orbe und den Uebrigen im Hause gesagt werden solle.

Gegen Abend nöthigte Julie ihre Cousine, die die vorherige Nacht bey ihr zugebracht hatte, und die folgende auch da bleiben wollte, sich einige Stunden niederzulegen. Unterdessen hatte die Kranke erfahren, daß man ihr am Fuße zur Ader lassen wolle und der Arzt Arznei verordne; sie ließ ihn rufen, und sagte ihm folgendes: „Herr von Bosson, wenn man es für „Pflicht hält, einen furchtsamen Kranken über seinen „Zustand zu täuschen, so ist das eine Vorsicht der „Menschlichkeit, die ich billige. Allein es ist grau„sam, an alle ohne Ausnahme überflüssige und un„angenehme Mittel zu verschwenden, deren mehrere „nicht einmal bedürfen. Verordnen Sie mir alles, „was Sie für wahrhaft nützlich halten, ich werde „pünktlich gehorchen. Was aber die Mittel anlangt, „die nur in der Einbildung helfen sollen, mit denen „verschonen Sie mich gefälligst. Mein Körper leidet, „nicht aber mein Geist, und ich fürchte mich gar nicht, „mein Leben beschließen zu müssen, nur davor, daß „ich das, was mir davon noch übrig ist, übel anwen„den möchte. Die letzten Augenblicke des Lebens sind „zu kostbar, als daß es erlaubt wäre, sie zu miß-

„brauchen. Können Sie das meinige nicht verlängern, „so verkürzen Sie mir es wenigstens nicht, indem Sie „mir die Anwendung der wenigen Stunden entziehen, „die mir die Natur noch läßt. Je weniger ich deren „noch habe, desto mehr müssen Sie sie schonen. Lassen Sie mich leben, oder verlassen Sie mich; ich „werde schon allein zu sterben wissen!" So konnte diese, im gewöhnlichen Umgange so schüchterne und gelassene Frau, bey wichtigen Gelegenheiten einen festen und ernsten Ton annehmen.

Die Nacht war schrecklich und entscheidend. Mangel an Athem, Beklemmung, Ohnmachten, trockene, brennende Haut, hitziges Fieber, während dessen man sie oft Marcellin lebhaft rufen hörte, als ob sie ihn zurückhalten wollte. Auch nannte sie zuweilen noch einen andern Namen, der ehedem bey einer ähnlichen Gelegenheit oft wiederholt worden war. Den Morgen darauf erklärte mir der Arzt ganz unverholen, er glaube nicht, daß sie noch drey Tage zu leben hätte. Ich war der Einzige, dem dieses traurige Geheimniß anvertraut wurde, und es war die schrecklichste Stunde meines Lebens, wo ich es in die Tiefe meines Herzens vergrub, ohne zu wissen, welchen Gebrauch ich davon machen sollte. Allein schweifte ich in den Gebüschen umher und sann darauf, was ich zu thun hätte, nicht ohne innere bange Betrachtung über das Schicksal, das mich in meinem Alter in jenen einsamen Zustand wieder zurückstößt, in dem ich schon Ueberdruß empfunden hatte, ehe ich noch einen angenehmeren kennen lernte.

Den Abend vorher hatte ich Julien versprochen, ihr das Urtheil des Arztes getreu mitzutheilen. Sie hatte mich bey Allem, was nur meinem Herzen nahe angehen konnte, verpflichtet, ihr Wort zu halten. Dieses Versprechen drückte mich auf dem Gewissen. Aber wie! sollte ich einer eingebildeten, unnützen Verpflich-

tung wegen ihre Seele betrüben und ihr den Kelch des Todes in langsamen Zügen leeren lassen? Was konnte wohl in meinen Augen der Zweck einer so grausamen Vorsicht seyn? Die letzte Stunde ihr ankündigen, hieße das nicht, sie beschleunigen? Was wird wohl in einem so kurzen Zeitraume aus den Wünschen und Hoffnungen, den Elementen des Lebens? Kann man das noch Lebensgenuß nennen, wenn man den Verlust desselben so nahe vor sich sieht? Kam es mir zu, ihr den Tod zu geben?

Mit schnellen Schritten und in einer noch nie empfundenen Beängstigung irrte ich umher, und diese anhaltende, peinliche Angst verfolgte mich allenthalben hin, und ihre unerträgliche Last schleppte ich nach. Endlich zeigte sich mir ein Gedanke, und dieser bestimmte mich. Strengen Sie sich nicht an, ihn zu errathen; ich muß Ihnen sagen, was für ein Gedanke es war.

Wem zu Besten gehe ich mit mir zu Rathe? Ist es zu ihrem, oder dem meinigen? Nach welchem Grundsatze urtheile ich? Geschieht es über ihr System, oder über das meinige? Was ist mir denn in Ansehung des einen, oder des andern deutlich erwiesen? Um das für wahr zu halten, was ich glaube, habe ich nichts als eine, von einigen Wahrscheinlichkeiten unterstützte Meinung. Kein Beweis kann sie umstoßen, allerdings; aber welcher Beweis macht sie unumstößlich? Sie hat für das, was sie glaubt für wahr zu halten, ihre Meinung ebenfalls, aber sie findet darinnen klare Wahrheit; diese Meinung ist in ihren Augen ein Beweis. Welches Recht habe ich, wenn von ihr die Frage ist, meine einfache Meinung, die ich selbst für zweifelhaft anerkenne, ihrer Meinung vorzuziehen, die sie für erwiesen hält? Ich will doch die beiden Meinungen in ihren Folgen vergleichen. Nach ihrer Meinung muß

die Anwendung ihrer letzten Stunden ihr Schicksal eine ganze Ewigkeit hindurch entscheiden. Nach der meinigen wird die Schonung, die ich für sie haben will, in drey Tagen ihr gleichgültig seyn. In drey Tagen wird sie meiner Meinung nach nichts mehr empfinden. Hätte sie aber doch wohl recht, welch ein Unterschied! Ewiges Wohl, oder ewiges Wehe! — Vielleicht! das ist ein schreckliches Wort! — Unglücklicher! setze Deine Seele aufs Spiel, aber die ihrige nicht!

Das war der erste Zweifel, der mir die Ungewißheit, die Sie so oft angegriffen haben, verdächtig machte. Es ist nicht das letzte Mal, daß er seitdem in mir aufgestiegen ist. Wie dem auch sey, genug, er befreyte mich von dem Zweifel, der mich quälte. Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt, und um nicht etwa auf andere Gedanken zu kommen, eilte ich sogleich an Juliens Bett. Ich ließ Alle hinausgehen, und setzte mich; Sie mögen denken, in welcher Fassung. Ich bediente mich gegen sie nicht der, bey kleinen Seelen nothwendigen Behutsamkeit. Ich sagte nichts, aber sie sah mich an, und verstand mich den Augenblick. „Glaubst Du, daß ich es von Dir erst erfahren muß?" — sagte sie, indem sie mir die Hand reichte. — „Nein, mein Freund, ich fühle mich; der Tod naht sich mir, wir müssen uns trennen!" —

Hierauf hielt sie eine lange Rede an mich, von der ich Ihnen einst mehr sagen werde, und während der sie ihren letzten Willen in mein Herz schrieb. Hätte ich das ihrige auch weniger gekannt, ihre letzten Anordnungen hätten zugereicht, mich es kennen zu lehren.

Sie fragte mich, ob ihr Zustand im Hause bekannt wäre. Ich erwiederte ihr, daß allgemeine Bestürzung darinnen herrsche, niemand aber etwas zuverlässiges wisse, und daß Bosson sich bloß gegen mich entdeckt habe. Sie beschwor mich, den übrigen Tag das Ge-

heimniß noch sorgfältig bey mir zu bewahren. „Clara,“ — fügte sie hinzu — „wird diesen Schlag niemals aushalten, wenn er nicht von meiner Hand kommt; sie stirbt, wenn sie ihn von einer andern erhält. Ich bestimme die künftige Nacht für diese traurige Pflicht. Hauptsächlich deswegen wollte ich so gern die Meinung des Arztes wissen, damit ich nicht bloß auf Gefahr meiner Meinung hin diese Unglückliche vielleicht fälschlich einem so grausamen Schlage aussetzte. Thue Dein mögliches, daß sie nichts vor der Zeit muthmaßt, oder Du setzest Dich der Gefahr aus, ohne Freundin zu bleiben und Deine Kinder ohne Mutter zu lassen.

Sie sprach nunmehr von ihrem Vater. Ich gestand ihr, daß ich ihm einen Boten gesendet hätte, hütete mich aber wohl, hinzuzufügen, daß dieser Mensch, statt sich damit zu begnügen, einen Brief, wie ich ihm befohlen hatte, bloß abzugeben, sich beeilt hatte, zu sprechen, und zwar so gerade zu, daß mein alter Freund, der seine Tochter ertrunken glaubte, vor Schreck die Treppe herabgestürzt war, und sich beschädiget hatte, so daß er nun in Blonay das Bette hüten mußte. Die Hoffnung, ihren Vater noch wiederzusehen, machte sichtbaren Eindruck auf sie; und die Gewißheit, daß diese Hoffnung vergeblich war, war nicht das geringste der Leiden, die ich verschlucken mußte.

Der heftigere Fieberanfall der vorigen Nacht hatte sie ungemein geschwächt, und die lange Unterredung hatte zu ihrer Stärkung auch nicht beygetragen. Bey dieser Mattigkeit versuchte sie den Tag über ein wenig zu ruhen, den folgenden Tag erfuhr ich erst, daß sie den Nachmittag nicht ganz mit Schlafen zugebracht hatte.

Indessen herrschte Bestürzung im ganzen Hause. Jedes erwartete in stiller Trauer, daß man es nur aus der Angst reißen möchte, und getraute sich nicht nach=

zufragen, damit es nicht mehr erführe, als es zu wissen verlangte. Giebts irgend eine gute Nachricht, dachte jedes bey sich, da wird man sich beeilen, sie uns zu sagen, giebts aber eine schlimme, die erfährt man immer nur allzufrüh. Bey dem Schrecken, von dem alle ergriffen waren, waren sie schon zufrieden, wenn nichts vorfiel, was sie aufs neue erschreckte. Mitten unter dieser finstern Stille war Frau von Orbe allein geschäftig und gesprächig. Sobald sie Juliens Zimmer verließ, lief sie, statt in ihrem Zimmer etwas auszuruhen, im ganzen Hause herum, hielt Jedermann an, fragte, was der Arzt gesagt habe, was man selbst davon halte. Sie war in der vorigen Nacht zugegen gewesen und was sie gesehen hatte, konnte ihr nicht unbekannt geblieben seyn; aber sie suchte sich selbst zu täuschen und das Zeugniß ihrer eignen Augen zu widerlegen. Wen sie fragte, der antwortete ihr immer nach ihrem Sinne, das machte ihr Muth, die andern auch zu befragen und das immer mit so lebhafter Ungeduld, mit einem so verstörten Wesen, daß wenn man auch tausendmal die Wahrheit gewußt hätte, man nicht in die Versuchung gekommen wäre, sie ihr zu sagen.

Bey Julien that sie sich Zwang an, und der rührende Gegenstand, den sie vor Augen hatte, stimmte sie mehr zur Wehmuth, als zur Ungeduld. Besonders fürchtete sie, vor ihr ihre Unruhe blicken zu lassen, aber das Verbergen derselben glückte ihr nur schlecht; sogar durch den Zwang, den sie sich anthat, ruhig zu scheinen, leuchtete ihre Bangigkeit hindurch. Julie sparte nichts, sie zu täuschen. Ohne ihre Krankheit gering zu schätzen, sprach sie fast wie von einer vorübergegangenen Sache darüber, und schien nur wegen der Zeit bekümmert, die sie zu ihrer Wiederherstellung bedürfen würde. Auch das war eine von meinen Qua=

len, so sehen zu müssen, wie sie sich wechselseitig zu beruhigen suchten; ich, der ich so gut wußte, daß keine von beiden die Hoffnung im Herzen hatte, die sie der andern beyzubringen bemüht war.

Frau von Orbe hatte die beiden vorhergehenden Nächte gewacht; seit drey Tagen hatte sie sich nicht ausgekleidet. Julie schlug ihr vor, sie möchte sich niederlegen, aber sie wollte nichts davon wissen. „Nun denn," — sagte Julie — „so mache man ihr ein kleines Bett in meinem Zimmer zurecht, wenn sie nicht etwa lieber" — fügte sie hinzu, als wenn sie eben erst darüber nachgedacht hätte — „das meinige theilen will. Was meinst Du, Cousine? Meine Krankheit ist nicht ansteckend, Du ekelst Dich nicht vor mir, schlafe in meinem Bette." Der Vorschlag wurde angenommen. Mich schickte man fort und ich bedurfte auch wirklich der Ruhe.

Ich stand sehr zeitig wieder auf. Besorgt, wie es in der Nacht gegangen seyn würde, gieng ich beym ersten Geräusch, das ich hörte, in Juliens Zimmer. Dem Zustande nach, in dem sich den Abend vorher Frau von Orbe befunden hatte, schloß ich schon auf die Verzweiflung, in der ich sie finden, auf den tobenden Schmerz, dessen Zeuge ich seyn würde. Beym Eintreten sah ich sie in einem Lehnstuhl sitzen, verstört und bleich, oder vielmehr schwarzgelb, bleyfarbene Ränder um die fast erloschenen Augen, dabey aber war sie still, ruhig, sprach wenig, und verrichtete alles, was man ihr sagte, ohne zu antworten. Julie schien nicht so schwach wie den Abend vorher; ihre Stimme war fester, ihre Geberden waren lebendiger. Sie schien von ihrer Cousine Lebhaftigkeit etwas angenommen zu haben. Ich sah sehr leicht an ihrem Teint, daß dieses scheinbare Besserbefinden Folge des Fiebers war; aber ich sah auch in ihren Blicken eine gewisse geheime

Freude funkeln, die dazu beytragen konnte, und deren Ursache ich nicht ergründen konnte. Der Arzt bestätigte darum nicht weniger sein gestriges Urtheil, und die Kranke fuhr nicht weniger fort, so wie er zu denken, und mir blieb keine Hoffnung mehr.

Ich war genöthigt, mich einige Zeit zu entfernen. Als ich wieder kam, bemerkte ich, daß das Zimmer sorgfältig aufgeräumt war; es herrschte darinnen Ordnung und Eleganz. Sie hatte auf den Kamin Blumentöpfe setzen lassen; die Bettvorhänge waren halb offen und aufgebunden. Es war frische Luft hineingelassen worden, man athmete einen lieblichen Duft; unmöglich konnte man glauben, in einem Krankenzimmer zu seyn. Mit derselben Sorgsamkeit hatte sie ihre Toilette gemacht; Grazie und Geschmack zeigten sich noch in ihrem vernachlässigten Anzuge. Das alles gab ihr mehr das Ansehen einer geputzten Dame aus der großen Welt, die Gesellschaft erwartet, als einer Frau auf dem Lande, die ihre letzte Stunde erwartet. Sie bemerkte meine Verwunderung, lächelte darüber und wollte mir eben darüber etwas sagen, als man ihr ihre Kinder brachte. Nun beschäftigte sie sich bloß mit diesen, und Sie können leicht denken, ob sie, da sie sich nahe fühlte, sie zu verlassen, mit ihren Liebkosungen kalt und sparsam umgieng. Ich machte sogar die Bemerkung, daß sie öfter und mit heißeren Umarmungen an dem hieng, der ihr das Leben kostete, als wär' er ihr um den Preis noch lieber geworden.

Alle diese Umarmungen, diese Seufzer und Gemüthsbewegungen waren für die armen Kinder Geheimnisse. Sie liebten sie zärtlichst, aber es war die Zärtlichkeit ihres Alters. Sie hatten von ihrem Zustande keinen Begriff; bey ihren verdoppelten Liebkosungen, ihrem Jammer, daß sie sie nicht wiedersehen sollte, sahen sie uns trauern und weinten; mehr verstanden

sie nicht davon. Was man auch den Kindern über das Wort „Tod“ sagen möge, sie haben keinen Begriff davon. Sie fürchten ihn weder für sich, noch für andere; sie fürchten bloß zu leiden, nicht aber zu sterben. Wenn der Schmerz ihrer Mutter ihr eine Klage entriß, schrieen sie laut auf, sagte man ihnen aber davon, daß sie sie verlieren sollten, da hätte man sie für albern halten mögen. Henriette allein, die etwas älter und von einem Geschlechte ist, wo Gefühl und Verstand sich zeitiger entwickeln, schien bestürzt und bekümmert, ihr Mütterchen im Bette zu sehen, sie, die immer früher als ihre Kinder aufstand. Ich erinnere mich, daß Julie bey dieser Veranlassung über die schwache Eitelkeit Vespasians, der, so lange er thätig seyn konnte, im Bette blieb, und aufstand, als er nichts mehr thun konnte,*) eine Bemerkung machte, die ganz in ihrem Charakter lag. „Ich weiß nicht,“ — sagte sie — „ob ein Kaiser stehend sterben muß, aber das weiß ich gewiß, daß eine Hausmutter nicht eher bettlägrig werden darf, bis sie stirbt.“

Nachdem sie gegen ihre Kinder ihr Herz ausgeschüttet, nachdem sie jedes von ihnen besonders genommen, insbesondere Henrietten, die sie lange fest um-

---

*) Das ist nicht ganz geschichtlich wahr. Sueton erzählt: Vespasian habe auf seinem Todesbette wie gewöhnlich gearbeitet, und sogar Audienzen gegeben. Vielleicht wär' es aber doch besser gewesen, wenn er aufgestanden wäre, Audienzen zu ertheilen, und sich wieder niedergelegt hätte, um zu sterben. Ich weiß, daß Vespasian, wenn gleich kein großer Mann, doch ein großer Fürst war. Es kommt nicht darauf an, welche Rolle man in seinem Leben hätte spielen können, im Tode darf man nicht Comödie spielen.

schlungen hielt, und die man unter ihren Küssen jammern und schluchzen hörte, rufte sie alle drey zu sich, gab ihnen ihren Segen und sagte auf Frau von Orbe zeigend: — „Geht meine Kinder, werft Euch Eurer Mutter zu Füßen; die ist es, die Gott Euch giebt, er hat Euch nichts genommen!" Augenblicklich liefen sie auf sie zu, fielen vor ihr auf die Kniee, ergriffen ihre Hände, und nannten sie ihre gute, ihre zweyte Mutter. Clara neigte sich über sie; drückte sie in ihre Arme, aber vergebens bemühte sie sich zu sprechen. Sie fand nichts als Seufzer, und vermochte vor Beklemmung kein Wort hervorzubringen. Schließen Sie daraus, ob Julie gerührt war! Dieser Auftritt fieng an zu lebhaft zu werden, ich machte ihm ein Ende.

Nachdem dieser rührende Moment vorüber war, setzten wir uns wieder um ihr Bett und plauderten zusammen, und wiewohl Juliens Lebhaftigkeit durch einen neueren Fieberanfall etwas nachgelassen hatte, sah man auf ihrem Gesichte doch immer noch dieselbe zufriedene Miene. Sie sprach über alles mit einer Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß man sah, wie frey ihr Geist von Sorgen war. Nichts entgieng ihr; sie mischte sich in das Gespräch, als hätte sie weiter nichts zu thun gehabt, schlug uns vor, ob wir nicht in ihrer Stube essen wollten, um uns einander so wenig als möglich zu verlassen. Sie können leicht glauben, daß das nicht verweigert wurde. Der Tisch wurde ohne Geräusch, ohne Verwirrung und Unordnung gedeckt und mit derselben Ordnung aufgetragen, als wenn wir im Apollosaale gespeist hätten. Fanchon und die Kinder aßen mit am Tische. Julie bemerkte, daß wir keine Lust zum Essen hatten, wußte es aber so einzurichten, daß wir von Allem essen mußten, bald unter dem Vorwande, ihre Köchin zu belehren, bald um zu erfahren, ob sie davon kosten dürfe, bald dadurch, daß sie uns

um unserer Gesundheit willen bat, die wir ihrer Pflege wegen doch so nöthig hätten. Sie wies immer auf den Gefallen hin, den wir ihr erzeigen könnten und das auf eine solche Art, daß uns alle Weigerung benommen war. Auch war sie dabey so aufgeräumt, daß das mehr als alles dazu beytrug, uns von dem traurigen Gegenstande, der uns beschäftigte, zu zerstreuen. Mit einem Worte, eine noch so aufmerksame Wirthin hätte bey völliger Gesundheit gegen Fremde keine ausgezeichnetere, verbindlichere und liebenswürdigere Sorgfalt haben können, als die sterbende Julie für ihre Familie hatte. Nichts von allen dem, was ich kommen gesehen hatte, geschah, nichts von allen dem, was ich sah, räumte sich in meinem Kopfe zusammen. Ich wußte nicht, was ich mir denken sollte; ich konnte nicht mit mir einig werden.

Nach Tische meldete man den Prediger. Er kam, was sehr oft geschah, als Hausfreund. Wiewohl ich ihn nicht hatte rufen lassen, da Julie ihn nicht verlangt hatte, war ich doch, wie ich Ihnen gestehe, über seine Ankunft sehr erfreut, und ich glaube, daß der eifrigste Gläubige ihn unter ähnlichen Umständen nicht mit so vielem Vergnügen hätte kommen sehen können. Seine Gegenwart sollte mich über manche Zweifel berichtigen und mich aus einer seltsamen Verlegenheit reißen.

Entsinnen Sie sich des Grundes, der mich bewogen hatte, ihr ihr nahes Ende anzukündigen. Der Wirkung nach zu urtheilen, die nach meiner Meinung diese schreckliche Botschaft hätte hervorbringen sollen, wie konnte ich die begreifen, die sie wirklich hervorgebracht hat? Wie! dieses fromme, andächtige Weib, die in ihren gesunden Tagen nicht einen Tag vorübergehen läßt, ohne sich zu sammeln, die am Gebet ein Vergnügen findet, hat nicht mehr als zwey Tage noch zu leben, sieht sich im Begriff, vor dem furchtbaren

Richter zu erscheinen, und macht sich, statt auf diesen schrecklichen Augenblick sich vorzubereiten, statt mit ihrem Gewissen in Ordnung zu kommen, einen Zeitvertreib, putzt ihr Zimmer auf, macht ihre Toilette, plaudert mit ihren Freunden, um sie beym Essen aufzuheitern, und bey allem, was sie sagt, hört man nicht ein einziges Wort von Gott und Seligkeit! Was sollte ich nun von ihr und ihren wahren Gesinnungen denken? Wie sollte ich ihr Benehmen mit den Begriffen zusammenreimen, die ich von ihrer Frömmigkeit hatte? Wie den Gebrauch, den sie von den letzten Augenblicken ihres Lebens machte, damit vereinigen, was sie dem Arzte von deren Werthe gesagt hatte? Das alles war für meinen Verstand ein unerklärliches Räthsel. Denn wiewohl ich von ihr die kleinlichen Frömmeleyen der Andächtlerinnen mir nicht erwartete, schien es mir denn doch, daß nun für sie die Zeit seyn müsse, an das zu denken, was sie für von so großer Wichtigkeit hielt, und keinen Aufschub mehr litt. Ist man während des Geräusches dieses Lebens andächtig gewesen, wie kann man es denn in dem Augenblicke nicht seyn, wo man es verlassen muß, und uns weiter nichts übrig bleibt, als an jenes Leben zu denken?

Diese Betrachtungen führten mich auf einen Punkt, bis zu welchem ich nie zu gelangen erwartet hätte. Ich fieng beynahe an, darü... unruhig zu werden, daß meine zu unvorsichtig behaupteten Meinungen doch vielleicht zu viel Eindruck auf sie gemacht hätten. Ich hatte die ihrigen nicht angenommen, und doch möchte ich nicht, daß sie sie aufgegeben hätte. Wäre ich krank gewesen, ich wäre gewiß bey meiner Meinung gestorben, ihr aber wünschte ich, daß sie bey der ihrigen sterben möchte und fand gewissermaßen, ich wagte bey ihr mehr, als bey mir. Diese Widersprüche werden Ihnen abgeschmackt vorkommen; ich selbst finde sie

nicht vernünftig, indessen fanden sie doch statt. Ich nehme es nicht auf mich, sie zu rechtfertigen, ich erzähle sie nur.

Endlich kam der Augenblick, wo meine Zweifel aufgeklärt werden sollten, denn man konnte leicht voraussehen, daß der Prediger früh oder spät auf den Punkt kommen würde, der einen Zweck seines Berufs mit ausmacht. Wäre Julie bey ihren Antworten der Verstellung fähig gewesen, würde es ihr doch sehr schwer geworden seyn, sich in der Maße zu verstellen, daß ich, der ich aufmerksam und vorbereitet war, nicht ihre wahren Gesinnungen entdeckt hätte.

Alles kam, wie ich es vorausgesehen hatte. Ich lasse die gewöhnlichen Gemeinplätze und Lobeserhebungen weg, die dem Geistlichen zum Uebergang dienten, um auf die Hauptsache zu kommen. Ferner erwähne ich auch nicht, was er rührendes über das Glück sagte, ein rechtschaffenes Leben durch ein christliches Ende zu krönen. Zwar hätte er, fügte er hinzu, bey ihr bisweilen über gewisse Punkte Gesinnungen angetroffen, die mit der Lehre der Kirche, nämlich derjenigen, welche die reinste Vernunft aus der Schrift schöpfen könnte, nicht ganz vertrügen, da sie indessen niemals darauf bestanden hätte, sie zu vertheidigen, so hoffe er, sie würde, so wie sie in der Gemeinschaft der Gläubigen gelebt hätte, auch darinnen sterben, und sich in Allem dem gebräuchlichen Bekenntnisse des Glaubens fügen.

Da Juliens Antwort in Ansehung meiner Zweifel entscheidend war, und weder Gemeinplätze enthielt, noch in dem ermahnenden Predigertone gesprochen wurde, so will ich sie Ihnen fast Wort für Wort wiederholen, denn ich hatte aufmerksam darauf gehört, und schrieb sie sogleich nieder.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zuvörderst „für alle die Sorgfalt zu danken, mit der Sie sich be-

„müht haben, mich auf die gerade Bahn der Moral
„und des christlichen Glaubens zu leiten, und für die
„Sanftmuth, mit der Sie, wenn ich irrte, mich zu=
„rechtwiesen und duldeten. Durchdrungen von Ehr=
„furcht für Ihren Eifer und von Dankbarkeit für Ihre
„Güte, erkläre ich, daß ich alle meine guten Entschlie=
„ßungen Ihnen verdanke, und daß Sie mich immer
„geneigt gemacht haben, das, was gut ist zu thun, und
„das, was wahr ist, zu glauben."

„Ich habe im protestantischen Glauben, der seine
„einzige Richtschnur aus der heiligen Schrift und der
„Vernunft schöpft, gelebt und sterbe darinnen. Mein
„Herz hat stets bestätiget, was mein Mund sprach,
„und habe ich für Ihre Einsichten nicht alle die Ge=
„lehrigkeit gezeigt, die ich vielleicht hätte zeigen sollen,
„so war das in der That eine Wirkung meiner Abnei=
„gung vor jeder Art von Verstellung. Was mir zu
„glauben unmöglich war, von dem konnte ich nicht
„sagen, daß ich es glaubte, aber ich habe immer auf=
„richtig nach dem gesucht, was der Ehre Gottes und
„der Wahrheit gemäß war. Ich habe mich in meinen
„Forschungen irren können, ich bin nicht so stolz zu
„glauben, ich müsse immer recht gehabt haben. Ich
„habe vielleicht immer unrecht gehabt, aber meine Ab=
„sicht war rein, und ich habe immer das geglaubt,
„was ich zu glauben bekannte. Das war in diesem
„Punkte Alles, was von mir abhieng. Hat Gott mei=
„nen Verstand darüber hinaus nicht aufgeklärt, so ist
„er gnädig und gerecht; könnte er wohl Rechenschaft
„über ein Geschenk mir abfordern, das er mir nicht
„gemacht hat?"

„Das ist das Wesentlichste, mein Herr, was ich
„Ihnen über die Gesinnungen, zu denen ich mich be=
„kannt habe, zu sagen vermochte. Wegen Alles Ue=
„brigen muß mein gegenwärtiger Zustand für mich

„antworten. Ist es jetzt, wo Krankheit meine Ge„danken zerstreut und Fieber den Kopf verwirrt, wohl „Zeit zu versuchen, ob ich richtiger denken lernen „könnte, als damals, da ich mich eines so gesunden „Verstandes erfreute, als ich ihn nur empfangen habe? „Habe ich mich damals geirrt, werde ich mich heute „wohl weniger irren? Und hängt es bey der Abmat„tung, in der ich mich jetzt befinde, von mir ab, et„was anders zu glauben, als ich in gesunden Tagen „geglaubt habe? Die Vernunft ist es, die über die „Meinung entscheidet, die wir vorziehen und da die „meinige ihre besten Kräfte verloren hat, was könn„ten denn die noch übrigen den Meinungen, die ich „ohne sie annehmen wollte, für Gewicht geben? Was „bleibt mir von jetzt an wohl noch zu thun übrig? „Nichts anders, als mich an das zu halten, was ich „vorher geglaubt habe, denn die gute Absicht ist die„selbe, die Urtheilskraft aber hat sich vermindert. Bin „ich im Irrthum, so geschieht es ohne daß ich ihn „liebe; und das ist genug, mich wegen meines Glau„bens zu beruhigen."

„Was die Vorbereitung zum Tode anlangt, so ist „sie bereits geschehen. Schlecht vielleicht, ich gestehe „es, aber doch nach meinen besten Kräften, und besser „wenigstens, als ich sie jetzt würde machen können. „Ich habe mich bemüht, mit der Erfüllung dieser wich„tigen Pflicht nicht so lange anzustehen, bis ich dazu „unfähig wäre. So lange ich gesund war, betete ich, „nunmehr ergebe ich mich. Das Gebet der Kranken „ist Geduld; die Vorbereitung zum Tode ist ein recht„schaffenes Leben, ich kenne keine andere. Wenn ich „mich mit Ihnen besprach, wenn ich in der Einsam„keit mich sammelte, wenn ich mich bestrebte, die von „Gott mir aufgelegten Pflichten zu erfüllen, so machte „ich mich damals bereit, vor ihm zu erscheinen, so

„betete ich ihn damals nach allen meinen von ihm mir „verliehenen Kräften an; was sollte ich jetzt thun, nun „ich sie verloren habe? Vermag meine entfremdete „Seele sich zu ihm zu erheben? Sind die Reste eines „schon halb erloschenen, von Leiden erschöpften Lebens, „würdig, ihm dargeboten zu werden? Nein, mein „Herr, er läßt sie mir darum, damit ich sie denen „schenken soll, die er mich hat lieben lassen und von „denen er mir zu scheiden gebietet. Von ihnen nehme „ich jetzt Abschied, um zu ihm zu gehen, sie sind es „also, mit denen ich mich jetzt beschäftigen muß; bald „werde ich mich mit ihm allein beschäftigen. Meine „letzten Freuden auf dieser Erde sind auch meine letzten „Pflichten; heißt das nicht auch ihm noch dienen und „seinen Willen thun, wenn ich das thue, was die „Menschlichkeit mir so lange auflegt, bis ich ihre Hülle „verlasse? Wie kann ich eine Unruhe stillen, die ich „nicht empfinde? Mein Gewissen ist nicht beängstiget; „hat es mir zuweilen Sorgen erregt, so war das bey „gesunden Tagen mehr, als jetzt. Mein Vertrauen „vertreibt sie, es sagt mir, daß Gott gnädiger ist, als „ich strafbar bin, und meine Zuversicht verdoppelt sich, „da ich fühle, daß ich ihm näher komme. Ich bringe „ihm keine unvollkommne, späte und erzwungene Reue, „die nur durch Furcht erweckt, nicht aufrichtig seyn „kann, und nur ein Fallstrick ist, die Seele irre zu „führen. Ich bringe ihm nicht den Rest, den Aus- „wurf meiner Tage, voller Leiden und Unmuth, eine „Beute der Krankheit, der Schmerzen und der Todes- „angst, was ich ihm dann nur geben würde, wenn ich „nichts mehr damit anfangen könnte; ich bringe ihm „mein ganzes Leben dar, voll von Sünden und Män- „geln, aber frey von Gewissensbissen des Gottlosen, „und den Verbrechen des Lasterhaften."

„Zu welchen Qualen könnte wohl Gott meine Seele

„verdammen? Die Verdammten, sagt man, hassen „ihn; er müßte mich also verhindern, ihn zu lie„ben. Ich fürchte nicht, ihre Zahl zu vermeh„ren. O großes Wesen! ewiges Wesen! höchster „Geist, Urquell des Lebens und der Glückseligkeit, „Schöpfer, Erhalter, Vater der Menschen und Herr „der Natur, allmächtiger, gütiger Gott, an dem ich „keinen Augenblick zweifelte und unter dessen Augen ich „immer so gern wandelte! Ich weiß es, ich freue „mich darüber, ich werde nun vor Deinem Throne „erscheinen. In wenig Tagen wird meine Seele, frey „von ihrer körperlichen Hülle, anfangen, jene un„sterbliche Huldigung, die mein Glück eine Ewigkeit „hindurch ausmachen soll, Dir würdiger darzubringen. „Was ich bis auf diesen Augenblick seyn werde, rechne „ich für nichts. Mein Körper lebt zwar noch, aber „mein sittliches Leben ist beendiget. Ich bin am Ziele „meiner Laufbahn, und über die Vergangenheit schon „gerichtet. Dulden und sterben ist alles, was ich noch „hienieden zu thun habe; es ist das Geschäft der Na„tur. Aber ich, ich habe mich bestrebt, so zu leben, „daß ich nicht nöthig hatte, an den Tod zu denken, „und jetzt, da er herannahet, sehe ich ihm ohne Schrek„ken entgegen. Wer am Busen eines Vaters ein„schlummert, ist wegen des Erwachens außer Sorgen.“

Diese Rede, die Anfangs ernst und gesetzt, dann aber mit lebhafterem Tone und gehobener Stimme ausgesprochen wurde, machte auf alle Umstehenden, mich nicht ausgenommen, einen um so lebendigeren Eindruck, da die Augen der Sprechenden von übernatürlichem Feuer glänzten. Ein neuer Schimmer belebte ihren Teint; sie schien strahlend zu werden, und wenn auf der Welt es irgend etwas giebt, was himmlisch genannt zu werden verdient, so war es ihr Antlitz, während sie sprach.

Der Prediger selbst, ergriffen und entzückt von dem, was er hörte, rufte mit gen Himmel gehobenen Blikken und Händen laut aus: „Großer Gott, das ist der Dienst, der Dich ehrt, nimm ihn gnädig auf! Die Menschen bringen Dir nur wenig dergleichen dar!"

„Gnädige Frau!" — sagte er und trat näher zum Bette — „ich glaubte Sie zu belehren, und Sie belehrten mich. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen. Sie haben den wahren Glauben, den, der uns Gott lieben lehrt. Nehmen Sie diese kostbare Gewissensruhe mit hinüber, sie wird Sie nicht täuschen. Ich habe viel Christen in dem Zustande gesehen, in dem Sie gegenwärtig sich befinden, bey Ihnen allein nur habe ich sie gefunden. Welch ein Unterschied zwischen einem so ruhigen Ende und dem Tode jener beängstigten Sünder, welche nur darum so viele vergebliche, trockne Gebete auf einander häufen, weil sie nicht werth sind, erhört zu werden! Gnädige Frau, Ihr Tod ist so schön, als Ihr Leben; Sie haben für die Nächstenliebe gelebt, und sterben als Märtyrerin der mütterlichen Liebe. Gott möge Sie nun uns wiederschenken, damit Sie uns zum Beyspiel dienen, oder möge er Sie zu sich rufen, um Ihre Tugenden zu krönen, so wünsche ich nur, daß wir Alle, so viel wir sind, wie Sie leben und sterben möchten! Wir werden dann der Glückseligkeit eines andern Lebens gewiß seyn."

Er wollte gehen, aber sie nöthigte ihn zu bleiben. „Sie gehören zu meinen Freunden," — sagte sie ihm — „und sind einer von denen, die ich mit dem größten Vergnügen sehe. Um meiner Freunde willen sind mir meine letzten Augenblicke so kostbar. Wir werden uns nun auf so lange Zeit verlassen, daß wir jetzt uns nicht so schnell verlassen dürfen." Es machte ihm Freude zu bleiben und ich gieng darauf hinaus.

Als ich wiederkam, fand ich, daß das Gespräch zwar über denselben Gegenstand, aber in einem andern Ton und wie über eine gleichgültige Materie, fortgesetzt worden war. Der Prediger sprach von dem falschen Geiste, den man dem Christenthume beylegte, indem man es blos zur Religion der Sterbenden, und seine Diener zu Unglücksboten mache. „Man sieht uns" — sagte er — „als Boten des Todes an, und da der bequemen Meinung nach eine viertelstündige Reue hinreicht, funfzig in Lastern verlebte Jahre zu verwischen, sieht man uns nicht gern anders kommen, als in dieser letzten Viertelstunde. Wir müssen uns in die Farbe der Trauer kleiden, müssen eine strenge Miene annehmen, man spart nichts, uns fürchterlich zu machen. Bey andern Glaubensverwandten ist es noch schlimmer. Der sterbende Katholik ist von nichts als von Gegenständen des Schreckens und von Ceremonien umringt, die ihn bey lebendigem Leibe begraben. Nach den Bemühungen zu urtheilen, die man sich giebt, die höllischen Geister von ihm zu vertreiben, glaubt er sein ganzes Zimmer damit angefüllt; er stirbt hundert Mal vor Schrecken, ehe man ihm den Gnadenstoß versetzt, und in diesen grausenvollen Zustand stürzt ihn die Kirche gern, um mit seinem Beutel einen bessern Handel abzuschließen. „Danken wir dem Himmel" — sagte Julie — „daß wir nicht in diesen feilen Religionen geboren sind, die die Menschen tödten, um sie zu beerben, und, indem sie das Paradies nur an die Reichen verkaufen, die ungerechte Ungleichheit der Stände, die in dieser Welt herrscht, bis in jene Welt hinübertragen. Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß alle diese finstern Ideen nicht den Unglauben nähren und gegen den Gottesdienst, der sie hegt, eine natürliche Abneigung beybringen sollten. Ich hoffe," — fuhr sie fort und sah mich dabey an —

„daß der, der unsre Kinder erziehen soll, ganz entgegengesetzte Grundsätze annehmen und ihnen die Religion dadurch nicht finster und traurig machen wird, daß er immer Todesgedanken darunter mischt. Lehrt er ihnen gut und rechtschaffen zu leben, so werden sie einst auch wohl zu sterben verstehn."

In der Folge dieses Gesprächs, das aber nicht so zusammenhängend und unterbrochener war, als ich's Ihnen wiedergebe, lernte ich Juliens Grundsätze und ihr Benehmen, das mich befremdet hatte, vollends begreifen. Da sie fühlte, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken sey, dachte sie nur daran, alle unnütze Leichenanstalten, mit denen das Schrecken der Sterbenden sie umgiebt, zu entfernen, sey es nun, daß sie unsre Betrübniß täuschen, oder sich selbst einen traurigen Anblick ersparen wollte, der zu nichts hilft. „Der Tod" — sagte sie — ist an sich schon schwer! warum ihn noch zum Scheusal machen? Die Sorgfalt, mit der andere vergebens ihr Leben zu verlängern suchen, wende ich dazu an, das meinige bis ans Ende zu genießen. Es kommt bloß darauf an, daß man seinen Entschluß zu fassen weiß, alles übrige macht sich von selbst. Soll ich mein Zimmer zum Spital, zu einem Gegenstande des Ekels und Verdrusses machen, während es meine letzte Sorge ist, alle meine Lieben darinnen zu versammeln? Lasse ich die Krankenluft darinnen stecken, muß ich meine Kinder daraus entfernen, oder ihre Gesundheit in Gefahr bringen. Bleibe ich in einem Anzuge, vor dem man sich fürchten möchte, wird mich niemand mehr erkennen; ich werde nicht mehr dieselbe seyn, ihr werdet Euch alle erinnern, mich geliebt zu haben, und mich nicht mehr dulden können. Noch lebend werde ich den grauenvollen Anblick des Schreckens haben, das ich sogar bey meinen Freunden errege, als ob ich schon todt wäre. Statt dessen habe

ich die Kunst erfunden, mein Leben weiter auszudehnen, ohne es zu verlängern. Noch bin ich, noch liebe ich, und werde geliebt, ich lebe bis zu meinem letzten Athemzuge. Der Moment des Todes ist nichts. Der Schmerz der Natur ist wenig; ich habe alle Schmerzen der Einbildung verbannt!"

Diese und ähnliche Gespräche wurden zwischen der Kranken, dem Prediger, bisweilen dem Arzte, der Fanchon und mir geführt. Frau von Orbe war zwar immer dabey zugegen, mischte sich aber nicht mit hinein. Aufmerksam auf alles, was ihre Freundin nöthig hatte, bediente sie sie sehr schnell; die übrige Zeit aber sah sie sie ohne ein Wort zu reden, noch das was gesagt wurde zu verstehen, starr und beynahe wie leblos an.

Da ich besorgte, Julie möchte sich durch das viele Sprechen entkräften, ergriff ich den Augenblick, wo der Arzt mit dem Prediger sprach, näherte mich dem Bette und sagte ihr ins Ohr: „Du sprichst für eine Kranke zu viel, und strengst Deinen Verstand zu sehr an, wenn Du Dich außer Stande zu denken fühlst."

„Ja" — erwiederte sie ganz leise, — für eine Kranke rede ich zu viel, aber nicht für eine Sterbende; bald werde ich gar nichts mehr sagen. Was das Denken anlangt, so gebe ich mich damit nicht mehr ab, aber ich habe dies ehedem bedacht. Ich wußte bey gesunden Tagen, daß ich sterben müßte. Ich habe über meine letzte Krankheit oft nachgedacht, jetzt ziehe ich den Nutzen von meiner Vorsicht. Ich bin jetzt nicht mehr im Stande weder zu überlegen, noch zu beschließen; nur davon, was ich ehedem überlegt habe, kann ich sprechen, und was ich sonst beschloß, jetzt ausüben."

Der übrige Tag vergieng bis auf einige Zufälle in derselben Ruhe und fast wie ein anderer gewöhnlicher Tag, wenn sich alles wohl befand. Julie war wie bey

völliger Gesundheit angenehm und liebreich. Sie sprach mit derselben Besonnenheit, mit derselben Unbefangenheit des Geistes, sogar mit einem heitern Wesen, das bisweilen fast bis zur Fröhlichkeit gieng; kurz, ich bemerkte in ihren Augen eine gewisse Regung von Freude, die mich immer mehr beunruhigte, und worüber ich mir vornahm, mit ihr zu einer Erklärung zu kommen.

Ich wartete nicht länger als bis auf denselben Abend. Da sie sah, daß ich Gelegenheit suchte, mit ihr allein zu reden, sagte sie mir: „Du bist mir zuvorgekommen, ich hatte mit Dir zu reden." — „Sehr wohl" — entgegnete ich — „weil ich aber zuerst davon angefangen habe, so laß mich auch zuerst reden."

Hierauf setzte ich mich zu ihr, sah sie fest an und sagte ihr: „Julie, meine theure Julie! Du hast mein Herz verwundet. Ach, Du hast sehr lange damit gewartet! Ja," — fuhr ich fort, da ich sah, daß sie mich mit Erstaunen ansah — „ich habe Deine Gedanken erforscht, Du freust Dich, zu sterben, es ist Dir lieb, daß Du mich verlassen sollst. Erinnere Dich des Benehmens Deines Gatten gegen Dich, so lange wir zusammen leben, habe ich eine so grausame Gesinnung um Dich verdient?" Sogleich ergriff sie mich bey der Hand und sagte mit jenem in die Seele dringenden Tone zu mir: „Wie? Ich? Ich wünschte Dich zu verlassen? Liesest Du so in meinem Herzen? Hast Du unsre gestrige Unterredung so bald vergessen?" „Aber Du stirbst doch so vergnügt — ich habe es gesehen — ich sehe es noch —" — „Still!" — sagte sie — „ich sterbe allerdings vergnügt, aber ich bin darüber vergnügt, daß ich so sterbe, wie ich gelebt habe und werth, Deine Gattin zu seyn. Frage mich nichts weiter darüber, ich werde Dir nichts mehr sagen; aber sieh" — fuhr sie fort und zog ein Papier unter ihrem Kopfkissen hervor — „hierin wirst Du über dieses

Geheimniß völlige Aufklärung finden." Das Papier war ein Brief und an Sie überschrieben. „Ich übergebe Dir ihn offen" — fügte sie, indem sie mir ihn gab, hinzu — „damit Du, wenn Du ihn wirst gelesen haben, Dich dann bestimmen kannst, ob Du ihn abgehen lassen, oder unterdrücken willst, wie Du es Deiner Klugheit und meiner Ehre gemäß finden wirst. Ich bitte Dich, ihn nicht eher zu lesen, als bis ich nicht mehr seyn werde, ich halte mich so fest versichert, daß Du meine Bitte erfüllen wirst, daß Du mir es nicht einmal versprechen sollst." Dieser Brief, theurer St. Preux, ist der, den Sie beygeschlossen finden werden. Ich mag noch so gewiß wissen, daß die, die ihn geschrieben, todt ist, es wird mir doch schwer zu glauben, daß sie nichts mehr ist.

Hierauf redete sie mit vieler Unruhe von ihrem Vater und sagte: „Wie! er weiß seine Tochter in Gefahr, und läßt nichts von sich hören? Sollte ihm ein Unglück zugestoßen seyn? Sollte er aufgehört haben, mich zu lieben? Wie, mein Vater! — dieser so zärtliche Vater — der sollte mich so verlassen? — mich sterben lassen, ohne daß ich ihn noch sehe? — ohne seinen Segen — seine letzten Umarmungen zu empfangen? — O Gott, was für bittre Vorwürfe wird er sich machen, wenn er mich nicht mehr finden wird! Dieser Gedanke war ihr schmerzlich. Ich schloß daraus, sie würde es leichter ertragen, ihren Vater krank, als gleichgültig gegen sie zu wissen und faßte den Entschluß, ihr die Wahrheit zu gestehen. In der That war auch die Unruhe, die sie darüber empfand, nicht so peinlich, als ihre erste Vermuthung. Dennoch wurde sie von dem Gedanken, ihn nicht wieder zu sehen, heftig ergriffen. „Ach!" — sagte sie — „was wird aus ihm werden, wenn ich todt bin? Woran wird er sich halten? Seine ganze Familie zu überleben! — Was für ein Leben

wird er führen? Er wird sich einsam fühlen und nicht mehr leben." Dieser Augenblick war einer von denen, wo sie das Schreckliche des Todes empfand, und die Natur wieder ihr Recht behauptete. Sie seufzte, faltete die Hände, hob die Augen auf und ich sah sie wirklich zu jenem schweren Gebete ihre Zuflucht nehmen, das sie das Gebet des Kranken genannt hatte.

Sie kam wieder auf mich zu sprechen und sagte mir: „Ich fühle mich schwach und sehe voraus, daß diese Unterredung wohl die letzte seyn möchte, die wir mit einander haben werden. Im Namen unsers Bundes, im Namen unserer Kinder, den theuren Pfändern desselben, beschwöre ich Dich, gegen Deine Gattin nicht mehr ungerecht zu seyn. Ich, ich sollte mit Freuden Dich verlassen! Dich, der Du nur darum lebtest, mich glücklich und tugendhaft zu machen; Dich, der unter allen Männern für mich am besten sich schickte, der einzige vielleicht, mit dem ich eine gute Ehe führen und eine rechtschaffene Frau werden konnte! Glaube mir, wenn ich noch einen Werth auf das Leben setzte, so wär' es nur, um es mit Dir zuzubringen." Diese Worte, die sie im zärtlichsten Tone sprach, rührten mich dergestalt, daß da ich ihre Hände, die ich in den meinen hielt, oft an meinen Mund drückte, sie von meinen Thränen benetzt fühlte. Ich hatte nicht geglaubt, daß meine Augen weinen könnten. Es waren die ersten Thränen, die ich seit meiner Geburt vergoß, und sollen bis zu meinem Tode die letzten seyn. Nachdem ich sie für Julien vergossen, darf ich um nichts mehr weinen.

Dieser Tag war für sie sehr abmattend. Die Vorbereitung der Frau von Orbe während der Nacht, der Auftritt mit den Kindern am Morgen, der mit dem Geistlichen des Nachmittags, das Gespräch am Abend mit mir, Alles das hatte sie ganz erschöpft. Diese

Nacht hatte sie etwas mehr Ruhe, als in den vorhergehenden Nächten, sey es nun wegen ihrer Schwäche, oder daß das Fieber und der erneuerte Fieberanfall nicht so stark war.

Den Morgen darauf sagte man mir, daß ein schlecht gekleideter Mensch die Frau dringendst allein zu sprechen verlange. Man hatte ihm gesagt, in welchem Zustande sie sich befände; er hatte aber darauf bestanden und erwiedert: es käme hier auf ein gutes Werk an, Frau von Wolmar kenne er sehr gut, und wisse wohl, daß so lange sie noch athme, sie gern ein gutes Werk thun würde. Da sie nun immer als eine unverletzliche Regel festgesetzt hatte, nie jemanden abzuweisen, insbesondere aber keinen Unglücklichen, so sagte man mir von ihm, bevor man ihn fortschickte. Ich ließ ihn kommen. Er war fast in Lumpen gehüllt, hatte das Aussehen und die Stimme des Elendes, übrigens bemerkte ich in seinem Gesicht und seinen Reden nichts, was mich etwas Schlimmes von ihm besorgen ließ. Er blieb dabey, daß er nur mit Julien sprechen wolle. Ich sagte ihm, wenn es nur etwa auf einige Unterstützung ankäme, daß er leben könne, ich eben das thun wollte, was sie thun könnte, ohne deshalb eine Sterbende zu beunruhigen. „Nein!" — sagte er — „ich verlange kein Geld, wiewohl ich es sehr bedarf. Ich verlange ein Gut zurück, was mir gehört, ein Gut, was ich höher achte, als alle Schätze der Welt, ein Gut was ich durch meine Schuld verloren habe, und das mir die gnädige Frau, von der ich es erhalten, allein nur zum zweyten Male geben kann!" —

Diese Worte, von denen ich nichts verstand, brachten mich doch zu einem Entschlusse. Ein schlechter Mensch hätte dasselbe sagen können, aber in diesem Tone hätte er es nie gesagt. Er verlangte, daß weder

ein Bedienter noch die Kammerfrau ihn sehen dürfe. Diese Vorsichtsmaßregeln kamen mir sonderbar vor, indessen nehme ich sie. Endlich führte ich ihn zu meiner Frau. Er hatte mir gesagt, Frau von Orbe kenne ihn; er gieng bey ihr vorbey, sie erkannte ihn nicht, und das nahm mich wenig Wunder. Julie aber, die erkannte ihn sogleich, und da sie ihn in einem so traurigen Aufzuge erblickte, warf sie mir es vor, daß ich ihn darinnen gelassen hatte. Dieses Wiedererkennen war rührend. Clara, die durch das Geräusch zu sich kam, trat näher und erkannte ihn endlich auch, und nicht ohne ebenfalls Zeichen von Freude blicken zu lassen, aber die Aeußerungen ihres guten Herzens wurden durch ihren tiefen Kummer gedämpft; eine einzige Empfindung verzehrte alles, sie war gegen nichts mehr reizbar.

Ich habe, denke ich, wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wer der Mann war. Seine Gegenwart rufte so manche Erinnerungen zurück. Indem aber Julie ihm Trost zusprach, und ihm gute Hoffnung machte, überfiel sie ein heftiger Stickhusten, und sie befand sich so schlecht, daß man fürchtete, es würde mit ihr aus werden. Um nicht einen Auftritt zu veranlassen, ließ ich den Mann in das Nebenzimmer treten und erinnerte ihn, es hinter sich zuzuschließen. Fanchon ward herbeygerufen und nach vieler Zeit und Mühe kam die Kranke aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich. Als sie uns ganz bestürzt um sich herum erblickte, sagte sie: „Meine Kinder, das war nur ein Vorspiel, es ist nicht so schlimm, als man denkt.“

Sie ward wieder ruhig. Die Bestürzung war aber so groß gewesen, daß ich den Mann im Nebenzimmer ganz darüber vergaß, und als mich Julie ganz leise fragte, was aus ihm geworden sey, war der Tisch schon gedeckt und das Zimmer voll Leute. Ich wollte

hineingehen, um mit ihm zu reden, er hatte aber, wie ich es ihm geheißen hatte, die Thüre von innen verschlossen und ich mußte bis nach Tische warten, ehe ich ihn herauslassen konnte.

Bey Tische sprach du Bosson, der mit aß, von einer jungen Wittwe, die sich wieder verheirathen wollte, und äußerte dabey einiges über das traurige Schicksal der Wittwen. „Es giebt deren,“ — sagte ich — „die noch weit mehr zu beklagen sind, und das sind die Wittwen, deren Männer noch leben.“ „Das ist wahr,“ — sagte Fanchon, die wohl merkte, daß diese Aeußerung sie angieng — „besonders wenn sie sie noch lieb haben.“ Hierauf kam die Rede auf ihren Mann, und da sie jederzeit mit vieler Anhänglichkeit von ihm gesprochen hatte, so war es natürlich, daß sie in dem Augenblicke, wo der Verlust ihrer Wohlthäterin ihr den Verlust ihres Mannes nur noch fühlbarer machen mußte, eben so von ihm sprach. Sie sprach daher in sehr rührenden Ausdrücken von ihm, lobte seine gute Aufführung, weinte über die bösen Beyspiele, die ihn verführt hätten, und bedauerte ihn dabey so aufrichtig, daß sie, da sie einmal traurig gestimmt war, sogar in Thränen ausbrach. Plötzlich geht die Thüre auf, der Mann in Lumpen gehüllt stürzt mit Ungestüm heraus, wirft sich ihr zu Füßen, umschlingt sie, und zerfließt in Thränen. Sie hielt eben ein Glas in der Hand, es entfiel ihr. „Ach, Unglücklicher! wo kommst Du her?“ — ruft sie, fällt in seine Arme und wäre in Ohnmacht gesunken, wenn man ihr nicht schnell zu Hülfe gekommen wäre.

Das Uebrige läßt sich leicht denken. Im Augenblicke wußte man es im ganzen Hause, daß Claude Anet zurückgekommen wäre. Der guten Fanchon ihr Mann, welche Freude! Kaum war er zum Zimmer hinaus, so war er auch schon völlig gekleidet. Hätte

jeder nur zwey Hemden gehabt, Anet allein würde auf einmal so viel Hemden gehabt haben, als den andern allen zusammen übrig geblieben seyn würden. Als ich ihn kleiden zu lassen, hinausgieng, fand ich, daß man mir schon so gut zuvorgekommen war, daß ich mich meines Ansehens bedienen mußte, um die, die ihn bereits versorgt hatten, zur Zurücknahme des ihrigen zu bewegen.

Fanchon wollte indessen ihre Herrschaft nicht verlassen. Um sie dahin zu bringen, daß sie ihrem Manne einige Stunden gäbe, brauchte man den Vorwand, die Kinder müßten an die Luft, und es wurde den beiden aufgetragen, sie zu begleiten.

Dieser Auftritt griff die Kranke nicht so an, wie die vorhergehenden; er hatte nichts als Angenehmes gehabt, und das that ihr wohl. Clara und ich brachten den Nachmittag allein bey ihr zu. Wir führten zwey Stunden über ein ruhiges Gespräch, das sie höchst anziehend und so reizend zu machen wußte, als wir noch nie eins geführt hatten.

Zuerst machte sie einige Bemerkungen über den eben vorgefallenen rührenden Auftritt, dessen Zeugen wir gewesen waren, und der sie so lebhaft an die ersten Zeiten ihrer Jugend erinnerte. Dann verfolgte sie den Faden der Begebenheiten und gab uns kürzlich einen kurzen Abriß ihres ganzen Lebens, um uns zu zeigen, daß es im Ganzen genommen angenehm und glücklich gewesen, sie stufenweise bis zum höchsten Gipfel des erlaubten irdischen Glücks gestiegen sey, und daß der Zufall, der ihr Leben in der Mitte seines Laufes endige, allem Anschein nach den Scheidepunkt des Glücks und der Leiden bezeichne.

Sie dankte dem Himmel, daß er ihr ein gefühlvolles und zum Guten geneigtes Herz, gesunden Verstand und eine einnehmende Gestalt verliehen; daß er sie in

einem freyen Lande und nicht unter Sclaven, in einer geehrten Familie und nicht unter einer Race von Bösewichtern, als Erbin eines anständigen Vermögens, nicht aber in Reichthum und weltlicher Größe, die die Seele verderben, noch auch in Dürftigkeit, die sie erniedrigt, habe geboren werden lassen. Sie wünschte sich Glück, einen Vater und eine Mutter gehabt zu haben, die beide tugendhaft und gut, voll Rechtschaffenheit und Ehrliebe gewesen, und indem sie sich ihre Fehler gegenseitig gemildert, ihren Verstand nach dem ihrigen gebildet hätten, ohne jedoch ihre Schwachheiten und Vorurtheile ihr mitzutheilen. Sie rühmte sich des Vorzugs, in einer vernunftgemäßen und heiligen Religion erzogen worden zu seyn, die, weit entfernt, den Menschen zum Thier herabzuwürdigen, ihn veredelt und erhebt, und uns, da sie weder Sittenlosigkeit noch Schwärmerey begünstiget, tugendhaft zu leben und zu glauben und zugleich menschlich und fromm zu seyn erlaubt.

Dann sagte sie, indem sie ihrer Cousine die Hand drückte, die sie in der ihrigen hielt, und mit einem Blick auf sie, den Sie kennen müssen, und der durch ihre Mattigkeit nur noch rührender wurde: „Alle das Gute ist tausend Anderen auch verliehen worden, dieses aber! — das hat der Himmel nur mir allein verliehen. Ich war ein Weib, und hatte eine Freundin! Er ließ uns beide zu gleicher Zeit geboren werden; er legte in unsre Neigung eine Uebereinstimmung, die sich nie verleugnete; er schuf unsre Herzen für einander; er vereinigte uns von der Wiege an. Ich habe sie mir mein ganzes Leben hindurch erhalten, und ihre Hand drückt mir die Augen zu. Sucht mir in der Welt ein anderes, ähnliches Beyspiel auf, und ich rühme mich keiner Sache mehr. Wie manchen klugen Rath hat sie mir nicht gegeben, aus wie manchen Gefahren mich nicht

gerettet? Ueber wie manche Leiden hat sie mich nicht getröstet! Was wär' ich ohne sie geworden? Was wäre nicht aus mir geworden, wenn ich ihr besser gefolgt wäre? Ich würde dann vielleicht jetzt eben so viel werth seyn, als sie!" — Statt aller Antwort neigte Clara ihr Gesicht auf den Busen ihrer Freundin und suchte ihrer Beklemmung durch Thränen Luft zu machen; es war ihr nicht möglich. Julie drückte sie schweigend lange an ihre Brust. Diese Momente haben weder Worte, noch Thränen. Sie erholten sich und Julie fuhr fort: — „Diese Güter waren mit manchem Ungemach untermischt; das ist nun einmal das Schicksal aller menschlichen Dinge. Mein Herz war zur Liebe geschaffen; schwer zu befriedigen in Bezug auf persönlichen Werth, aber gleichgültig gegen eingebildete Vorzüge. Es war fast unmöglich, daß die Vorurtheile meines Vaters mit meiner Neigung übereinstimmen konnten. Ich bedurfte eines Geliebten, den ich mir selbst gewählt hatte. Er zeigte sich, und ich glaubte ihn zu wählen. Unstreitig wählte ihn aber der Himmel für mich, damit ich, wenn gleich den Verirrungen meiner Leidenschaft hingegeben, mich doch nicht den Schrecknissen des Lasters preis geben, und die Liebe zur Tugend, wenn jene Liebe erloschen, noch in meiner Seele zurückbleiben sollte. Er nahm gegen mich den redlichen und einschmeichelnden Ton an, womit täglich tausend Schurken eben so viel rechtschaffene Mädchen bethören, aber einzig unter so vielen andern, war er ein redlicher Mann und dachte, wie er redete. War es meine Klugheit, die ihn vor Andern unterschied? Nein! ich kannte von ihm anfangs nichts, als seine Sprache und ward verführt. Ich that das aus Verzweiflung, was andere aus Frechheit thun, und warf mich, wie mein Vater sagte, ihm an den Hals; er war ehrerbietig gegen mich, und damals war es, wo ich ihn kennen lernen

konnte. Jedermann, der eines solchen Zuges fähig ist, hat eine schöne Seele; alsdann kann man sich auf ihn verlassen. Allein ich verließ mich nur vorher auf ihn, späterhin wagte ich es, mich auf mich selbst zu verlassen, und — so geht man zu Grunde."

Sie breitete sich sehr gefällig über die Verdienste dieses Geliebten aus. Sie ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren, aber man sah, welchen Gefallen ihr Herz daran fand. Sie lobte ihn sogar auf ihre eignen Kosten. Um nur gegen ihn billig zu seyn, war sie unbillig gegen sich und that sich Unrecht, um nur ihm Ehre zu machen. Sie gieng so weit, zu behaupten, daß er den Ehebruch mehr verabscheue, als sie, ohne sich jedoch zu erinnern, daß er selbst ihr dieses widerlegt habe.

Alle einzelnen Umstände ihres übrigen Lebens wurden in demselben Geiste der Reihe nach erwähnt. Mylord Eduard, ihr Gatte, ihre Kinder, Ihre Zurückkunft, unsre Freundschaft, Alles wurde in ein günstiges Licht gestellt. Ihre Unglücksfälle selbst hatten ihr größere erspart. Sie hatte ihre Mutter in dem Augenblicke verloren, wo dieser Verlust ihr am schmerzlichsten seyn konnte; hätte sie aber der Himmel ihr erhalten, so würden bald Unordnungen in ihrer Familie entstanden seyn. Die Unterstützung ihrer Mutter, so schwach sie auch gewesen wäre, hätte ihr mehr Muth eingeflößt, sich ihrem Vater zu widersetzen, und Zwietracht und Aergerniß, vielleicht Unfälle und Schande und vielleicht noch Schlimmeres, würde die Folge gewesen seyn, wenn ihr Bruder noch gelebt hätte. Sie hatte sich wider ihren Willen mit einem Manne vermählt, den sie nicht liebte, aber sie behauptete, daß sie mit einem andern nie so glücklich gewesen seyn würde, selbst mit ihrem Geliebten nicht. Durch den Tod des Herrn von Orbe hatte sie einen Freund ver-

loren, aber er gab ihr dafür ihre Freundin zurück. Alles bis auf ihre Bekümmernisse und Leiden rechnete sie für Vortheile, weil sie sie verhindert hatten, ihr Herz gegen Andere abzuhärten. „Man weiß nicht“ — sagte sie — „welche Süßigkeit darinnen liegt, durch eignes und Anderer Unglück erweicht zu werden, Empfindsamkeit bringt in die Seele immer eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst, die vom Glück und Zufällen unabhängig ist. Wie oft habe ich geseufzt! wie viel Thränen habe ich vergossen! Und doch, sollte ich unter den nämlichen Bedingungen noch ein Mal geboren worden, so würde das Böse, was ich gethan habe, das einzige seyn, was ich weg wünschen würde; das aber, was ich erlitten, sollte mir noch immer willkommen seyn!“ — St. Preux, ich gebe Ihnen ihre eignen Worte wieder, wenn Sie ihren Brief werden gelesen haben, dann verstehen Sie mich vielleicht besser.

„Seht daher“ — fuhr sie fort — „zu welcher Glückseligkeit ich gelangt bin. Ich war schon sehr glücklich und erwartete es noch mehr zu werden. Den Wohlstand meiner Familie, eine gute Erziehung für meine Kinder, alle meine Lieben um mich versammelt, oder noch im Begriff es zu werden; die Gegenwart und die Zukunft schmeichelten mir beide gleich sehr. Genuß und Hoffnung vereinigten sich, mich glücklich zu machen. Mein Glück, das stufenweise gestiegen war, hatte nun die höchste Stufe erreicht; es konnte sich blos abwärts neigen. Es kam unerwartet und entfloh, wo ich es für dauerhaft hielt. Was hätte das Schicksal thun können, mich auf diesem Punkte zu erhalten? Ist ein dauernder Zustand für den Menschen geschaffen? Nein! hat man Alles erlangt, dann muß man verlieren, und wär' es auch nur die Freude an dem Besitz, die sich dadurch abstumpft. Mein Vater ist bereits alt; meine Kinder sind in dem zarten

Alter, wo auf ihr Leben noch nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann; wie mancher Verlust könnte mich also noch betrüben, ohne daß mir noch etwas zu erlangen übrig bliebe! Die mütterliche Liebe nimmt ohne Unterlaß zu; die kindliche hingegen vermindert sich, je länger die Kinder von ihrer Mutter entfernt leben. Mit dem zunehmenden Alter hätten sich die meinigen immer mehr von mir trennen müssen. Sie hätten in der Welt gelebt und mich vernachlässigen können. Du willst einen nach Rußland schicken; wie viele Thränen würde mich seine Abreise gekostet haben! Alles hatte sich nach und nach von mir abgesondert und nichts hätte mir den gehabten Verlust ersetzt. Wie oft hätte ich mich in der Lage befinden können, in der ich Euch zurücklasse! Hätte ich nicht endlich doch sterben müssen? Vielleicht die letzte unter Allen! Vielleicht allein und verlassen! Je länger man lebt, desto lieber gewinnt man das Leben, auch wenn man es nicht mehr genießt; ich würde also den Lebensüberdruß und die Schrecken des Todes, die gewöhnliche Folge des Alters, erlebt haben. Statt dessen sind mir meine letzten Augenblicke noch angenehm und ich habe noch Kraft zu sterben, wenn man anders das Sterben nennen kann, wenn man alle seine Lieben lebend verläßt. Nein, meine Freunde, nein, meine Kinder, ich scheide, so zu sagen, nicht von Euch; ich bleibe bey Euch. Indem ich Euch vereint hinterlasse, weilt noch mein Geist und mein Herz unter Euch. Ihr werdet mich unablässig in Eurer Mitte sehen, unablässig werdet Ihr Euch von mir umgeben fühlen — Und einst, davon bin ich überzeugt, einst werden wir uns wieder vereinigen; der gute Wolmar selbst wird mir nicht entrinnen. Meine Rückkehr zu Gott beruhigt meine Seele und versüßt mir einen schweren Augenblick; sie verspricht mir für Euch dasselbe Loos, das mir fällt. Mein Glück folgt

mir und wird immer sicherer. Ich war glücklich, bin es, und werde es seyn. Mein Glück ist festgestellt, ich entreiße es dem Zufalle; es kennt keine Grenzen mehr, als die Ewigkeit."

Sie war bis dahin, als der Geistliche eintrat. Er ehrte und schätzte sie wahrhaft. Er wußte besser als irgend Jemand, wie lebendig und aufrichtig ihr Glaube war, und durch das gestrige Gespräch und überhaupt durch die Fassung, die er bey ihr gefunden hatte, war er noch mehr davon gerührt worden. Oft hatte er wohl mit prahlender Standhaftigkeit sterben sehen, aber noch nie mit Heiterkeit. Vielleicht gesellte sich zu dem Antheil, den er an ihr nahm, ein geheimes Verlangen zu sehen, ob sie sich in dieser Ruhe bis ans Ende behaupten würde.

Sie hätte nicht nöthig, über einen andern Gegenstand zu sprechen, um auf einen zu kommen, der für den eben Angekommenen passend war. Da sie in ihren gesunden Tagen nie über unbedeutende Dinge sprach, so fuhr sie auch auf dem Sterbebette fort, mit derselben Ruhe über Gegenstände zu sprechen, die für sie und ihre Freunde Interesse hatten, und ließ sich ganz unbefangen über sehr ernste Fragen aus.

Indem sie dem Faden ihrer Ideen nachgieng und darauf kam, was von ihr bey uns zurückbleiben könnte, theilte sie uns ihre ehemaligen Betrachtungen über den Zustand der von dem Körper getrennten Seelen mit. Sie wunderte sich darüber, wie Menschen so einfältig seyn, und ihren Freunden versprechen könnten, ihnen aus jener Welt Nachricht von sich zu geben, und sagte: „Das kommt mir eben so vor, wie die Gespenstermährchen, die tausenderley Unheil anrichten, und manch armes Weibchen quälen. Als ob die Geister Stimmen hätten, um zu reden und Hände, womit sie

berühren könnten *). Wie vermöchte ein reiner Geist auf eine in einen Körper eingeschlossene Seele einzuwirken, die vermöge dieser Vereinigung nichts gewahr werden kann, als vermittelst ihrer Organe? Darinnen ist kein Menschenverstand. Aber ich gestehe, und dabey sehe ich nichts ungereimtes, daß ich annehme, daß die von ihrem Körper entbundene Seele, die einst die Erde bewohnte, wieder auf sie zurückkommen, umherschweben, und sich vielleicht um das, was sie liebte, aufhalten kann. Nicht etwa um uns von ihrer Gegenwart Nachricht zu geben, dazu hat sie keine Mittel; nicht um auf uns einzuwirken und ihre Gedanken uns mitzutheilen; sie hat kein Anhaltens, unsre Gehörsorgane zu erschüttern; nicht um zu sehen, was wir thun, denn dann müßte sie Sinne haben; sondern um durch eine unmittelbare Gemeinschaft, die derjenigen gleichen mag, vermöge welcher Gott die Gedanken unsers irdischen Lebens liest und wir wiederum die seinigen in jener Welt lesen werden, weil wir ihm

*) Plato sagt: „Die Seelen der Gerechten, die auf der Erde nichts Unreines angenommen haben, sind die einzigen, die sich in ihrer vollen Reinheit vom Körper trennen. Was aber die Seelen anlangt, die hienieden ihren Leidenschaften gefröhnt haben, diese" fügt er hinzu „nehmen sobald ihre erste Reinheit nicht wieder an, sondern schleppen noch irdische Theile mit sich, die sie wie angekettet an die Trümmer ihres Körpers festhalten. Das, sagte er, sind die sichtbaren Bilder, die man bisweilen auf den Todtenäckern umherirren sieht, indem sie eine neue Wanderung erwarten." Es ist ein Unsinn, der den Philosophen aller Zeitalter gemein ist, das zu leugnen, was wirklich ist, und das zu erklären, was nicht ist.

dann von Angesicht zu Angesicht sehen sollen, zu erfahren, was wir denken und fühlen. *) Denn kurz" — setzte sie hinzu und sah dabey den Geistlichen an — „zu was sollten die Sinne nützen, wenn sie keine Beschäftigung mehr haben? Das ewige Wesen wird weder gesehen, noch gehört; es spricht weder zu den Augen, noch zu den Ohren, sondern zum Herzen."

Aus der Antwort des Geistlichen und einigen Zeichen des Einverständnisses nahm ich ab, daß einer von denen unter ihnen vormals streitigen Punkten die Auferstehung des Körpers gewesen war. Ich bemerkte auch, daß ich anfieng, auf die Punkte von Juliens Religionsbegriffen, bey denen der Glaube sich der Vernunft näherte, etwas aufmerksamer zu werden.

Sie fand an diesen Vorstellungen so viel Vergnügen, daß wenn sie auch über ihre ehemaligen Meinungen nicht ihren bestimmten Entschluß gefaßt gehabt hätte, es grausam gewesen seyn würde, in dem Zustande, worinnen sie sich befand, eine so freundliche Meinung zu zerstören. „Wohl hundert Mal habe ich" — sagte sie — „irgend ein gutes Werk mit größerem Vergnügen unternommen, wenn ich mir meine Mutter dabey gegenwärtig dachte, und daß sie in dem Herzen ihrer Tochter lese und ihr ihren Beyfall gebe. Es ist etwas so tröstendes, unter den Augen derer zu leben, die uns lieb waren!" — Sie können sich denken, ob während dieser Rede Clarens Hand oft gedrückt wurde.

Wiewohl der Prediger auf alles mit viel Sanftmuth und Mäßigung antwortete, und sich zwang, ihr

---

*) Das scheint mir sehr richtig gesagt; denn was heißt sonst Gott von Angesicht zu Angesicht schauen, als in der höchsten Erkenntniß zu lesen?

in nichts zu widersprechen, damit man nicht sein Stillschweigen in Ansehung anderer Punkte für ein Zugeständniß halten möchte, so konnte er es doch nicht ganz unterlassen, sich einen Augenblick als Geistlichen zu zeigen, und über das künftige Leben eine entgegengesetzte Lehre aufzustellen. Er sagte: die Unermeßlichkeit, die Herrlichkeit und die Eigenschaften Gottes, würden die einzigen Gegenstände seyn, womit die Seele der Seligen sich beschäftigen würde. Diese erhabene Betrachtung würde jede andere Erinnerung verwischen, man würde sich nicht wieder sehen, nicht wieder erkennen, auch selbst im Himmel nicht, und über jenen hinreißenden Anblick würde man alles Andere vergessen.

„Das kann seyn!" — erwiederte Julie — „Es ist ein so weiter Abstand zwischen der Niedrigkeit unsrer Gedanken und dem göttlichen Wesen, daß wir von den Wirkungen, die es auf uns hervorbringen wird, nicht eher werden urtheilen können, bis wir im Stande seyn werden, es näher zu betrachten. Da ich jedoch jetzt nur nach meinen Begriffen schließen kann, so gestehe ich, daß ich mir so werthe Neigungen in mir fühle, daß mir der Gedanke, sie nicht mehr zu haben, viel kosten würde. Ich habe mir selbst eine Art von Grund ersonnen, der meiner Hoffnung schmeichelt. Ich sage zu mir selbst: Ein Theil meiner Seligkeit besteht in dem Zeugnisse eines guten Gewissens; ich werde mich daher dessen erinnern, was ich auf der Erde gethan habe, ich werde mich daher auch der Menschen erinnern, die mir werth gewesen sind. Sie werden mir es also auch noch ferner seyn. Sie nicht mehr sehen, *) würde eine Qual für mich seyn, und der

*) Es ist leicht zu begreifen, daß sie durch das Wort sehen eine reine Wirkung des Verstandes ver-

Aufenthalt der Seligen gestattet diese nicht. Uebrigens" — fügte sie hinzu und sah den Geistlichen mit ziemlich heiterer Miene an — „wenn ich irren sollte, so wird ein Irrthum von ein, oder zwey Tagen bald vorüber seyn; in wenig Tagen werde ich mehr davon wissen und mehr noch als Sie selbst. Unterdessen halte ich meinerseits das für sehr gewiß, daß, so lange ich mich erinnern kann, die Erde bewohnt zu haben, ich diejenigen auch lieben werde, die ich darauf geliebt habe, und mein guter Pastor soll nicht den letzten Platz darunter einnehmen."

Unter solchen Gesprächen gieng der Tag hin, an dem Zuversicht, Hoffnung und Seelenruhe mehr als je aus Juliens Augen glänzten, und sie nach dem Urtheil des Geistlichen schon einen Vorschmack der Frieden der Seligen genoß, deren Zahl sie bald vermehren sollte. Nie war sie zärtlicher, nie offner, liebreicher, liebenswürdiger, mit einem Worte, nie war sie mehr sie selbst. Immer zeigte sie Verstand, Gefühl, Standhaftigkeit des Weisen und Sanftmuth des Christen. Nichts Anmaßendes, nichts Aufgeputztes, nichts Sinnreiches; man hörte den unbefangenen Ausdruck dessen, was sie empfand, aus allem leuchtete die Einfalt ihres Herzens hervor. Hielt sie bisweilen die Klagen zurück, die der Schmerz ihr abnöthigen wollte, so geschah das nicht, um stoische Unerschrockenheit zu heucheln, sondern aus Furcht, denen, die um sie wa-

---

steht, derjenigen gleich, durch die Gott uns sieht und durch die wir Gott sehen werden. Die Sinne können sich keine unmittelbare Gemeinschaft der Geister vorstellen; aber die Vernunft begreift es, und zwar sehr wohl und besser, wie mir's scheint, als die Mittheilung der Bewegung in den Körpern.

ren, wehe zu thun, und wenn die Schrecknisse des Todes auf Augenblicke lang die Natur leiden ließen, da verbarg sie ihren Schmerz nicht, sie ließ sich Trost zusprechen; sobald sie aber sich wieder erholt hatte, tröstete sie die andern. Man sah, man fühlte es, wenn sie wieder zu sich gekommen war; ihre liebreiche Miene kündigte es allen an. Ihre Heiterkeit war nicht erzwungen, ihr Scherz sogar war rührend; der Mund lächelte, und die Augen standen voll Thränen. Nehmen Sie das Schrecken hinweg, das den Genuß dessen nicht gestattet, was man im Begriff zu verlieren ist, so gefiel sie jetzt noch mehr, war selbst bey völliger Gesundheit nicht liebenswürdiger, und der letzte Tag ihres Lebens wäre auch ihr schönster gewesen.

Gegen Abend hatte sie noch einen Anfall, der, wenn auch schwächer, als der am Morgen, ihr nicht erlaubte, ihre Kinder lange bey sich zu haben. Indessen bemerkte sie, daß Henriette sich ganz verändert hatte. Man sagte ihr, sie weine sehr viel, und wolle nichts zu sich nehmen. „Dafür wird ihr nichts helfen" — sagte sie und sah Claren dabey an, — „die Krankheit liegt im Blute."

Da sie sich wieder besser fühlte, verlangte sie, daß in ihrem Zimmer zu Abend gegessen werden sollte. Der Arzt war dabey zugegen, wie zu Mittag. Fanchon, der man es allzeit erst sagen mußte, wenn sie mit an unserm Tische essen sollte, kam diesen Abend ungerufen. Julie bemerkte es und lächelte. „Da, mein Kind" — sagte sie ihr — „iß noch ein Mal mit mir; Du wirst Deinen Mann länger haben, als Deine Frau." Hierauf sagte sie zu mir: „Ich habe nicht erst nöthig, Dir Claude Anet zu empfehlen." — „Nein!" — erwiederte ich — „alles was Du mit Deinem Wohlwollen beehrt hast, bedarf bey mir keiner Empfehlung."

Das Abendessen gieng noch vergnügter hin, als ich erwartet hatte. Julie sah, daß sie das Licht vertragen konnte, ließ daher den Tisch näher setzen, und hatte, was in ihrem Zustande unbegreiflich war, sogar Lust zu essen. Der Arzt, der weiter keine bösen Folgen mehr erwartete, hatte nichts darwider, und bot ihr ein Stückchen Hühnerbrust an. „Nein!“ — sagte sie — „aber von jenem Ferra *) äß' ich gern.“ Man gab ihr ein kleines Stück, sie aß es mit etwas Brod, und es schmeckte ihr. Claren hätte man ansehen müssen, während Julie aß; man mußte sie sehen, denn beschreiben läßt sich's nicht. Das Essen schadete Julien nichts, sie schien vielmehr so lange wir noch am Tische saßen, sich besser zu befinden. Sie wurde so guter Laune, daß sie auf den Einfall kam, mir darüber einen Vorwurf zu machen, daß ich so lange keinen fremden Wein getrunken hätte, und sagte: „Gebt doch den Herren eine Flasche spanischen Wein!“ — An der Miene des Arztes sah sie, daß er ächten spanischen Wein zu trinken erwartete, lächelte nochmals und sah dabey ihre Cousine an. Ich ward auch gewahr, daß Clara, ohne auf das alles Achtung zu geben, ihrerseits anfieng, von Zeit zu Zeit ihren Blick auf Julien oder Fanchon zu werfen, welcher letztern ihre Augen etwas zu sagen, oder von ihr zu fragen schienen.

Der Wein blieb aus. Man suchte den Kellerschlüssel, fand ihn aber nicht, und man kam daher auf den Gedanken, was sich auch als wahr bestätigte, daß ihn des Barons Kammerdiener, der den Keller unter sich hatte, aus Versehen mitgenommen haben müsse.

---

*) Ein besonders vortrefflicher Fisch des Genfer See's, den man nur zu gewissen Zeiten dort fängt.

Nachdem man genauer nachgesehen, offenbarte sich's, daß ein eintägiger Weinvorrath fünf Tage gereicht und der Wein gefehlt hatte, ohne daß es von Jemand bemerkt worden, wiewohl verschiedene Nächte gewacht worden war. *) Der Arzt fiel aus den Wolken. Ich für meinen Theil, diese Vergessenheit mochte nun der Betrübniß oder der Mäßigkeit zuzuschreiben seyn, ich schämte mich, gegen solche Leute die gewöhnliche Vorsicht zu gebrauchen; ließ die Kellerthüre aufbrechen, und befahl, daß von nun an Jedes so viel Wein bekommen könne, als es wolle.

Der Wein kam, man trank, und fand den Wein vortrefflich. Die Kranke bekam auch Appetit, und verlangte einen Löffel voll mit Wasser vermischt. Der Arzt gab ihr Wein in einem Glase und verlangte, daß sie ihn unvermischt trinken solle. Jetzt wurden die Blicke zwischen Claren und Fanchon noch häufiger, doch immer wie verstohlen und als ob sie fürchteten, sich einander zu viel zu sagen.

Das Fasten, die Schwäche und Juliens gewöhnliche Diät gaben dem Wein eine große Wirksamkeit. „Ach!" — sagte sie — „Ihr habt mich berauscht! Nachdem Ihr so lange gewartet habt, verlohnte es sich nicht mehr der Mühe, damit anzufangen, denn ein betrunkenes Frauenzimmer ist ein häßlicher Anblick."

---

*) Ihr Leser mit schöngeputzten Bedienten fragt ja nicht mit spöttischem Lächeln, woher man diese Leute genommen hatte. Man hat Euch im Voraus schon geantwortet, man hatte sie nicht genommen, sondern gezogen. Die ganze Aufgabe hängt von einem einzigen Punkt ab. Findet nur eine Julie, so habt Ihr alles übrige gefunden. Die Menschen überhaupt sind nicht dieß, oder das; sie sind das, wozu man sie macht.

Sie fieng wirklich auch an ordentlich zu plaudern, zwar wie gewöhnlich sehr verständig, aber mit mehr Lebhaftigkeit als zuvor. Das wunderbarste dabey war, daß ihr Teint nicht feuriger wurde. Ihre Augen glänzten nur von einem sanften Feuer, was von ihrer Entkräftung herrühren mochte; die Blässe ausgenommen, hätte man sie für völlig gesund gehalten. Nunmehr wurde Clarens Bewegung immer sichtbarer. Abwechselnd erhob sie ihr schüchternes Auge auf Julien, mich, die Fanchon, insbesondere aber auf den Arzt. Alle diese Blicke waren eben so viel Fragen, die sie thun wollte, und sich nicht zu thun getraute; man hätte sagen mögen, sie wäre immer im Begriff zu reden, aber Furcht vor einer schlimmen Antwort halte sie zurück. Ihre Unruhe war so heftig, daß sie Brustbeklemmungen zu haben schien.

Fanchon, die durch alle diese Zeichen dreister geworden war, wagte es, jedoch mit zitternder und halblauter Stimme zu sagen: es käme ihr so vor, als habe die gnädige Frau heute etwas weniger gelitten — die letzte Ohnmacht wäre nicht so stark gewesen, — der Abend — hier stockte sie, und Clara, die, während Fanchon sprach, wie Laub gezittert hatte, warf schüchterne Blicke auf den Arzt, hing mit aufmerksamen Ohren fest an seinen Blicken und wagte kaum zu athmen, um nur nicht zu verhören, was er sagen würde.

Man hätte völlig sinnlos seyn müssen, das alles zu übersehen. Du Bosson steht auf, fühlt der Kranken an den Puls und sagt: „Es ist weder Rausch, noch Fieber da; der Puls ist sehr gut!“ — Augenblicklich erhob Clara beide Hände und rief laut aus: „Wie, mein Herr! — der Puls? — das Fieber? — Die Stimme versagte ihr, aber ihre Hände hielt sie immer noch ausgestreckt, ihre Augen funkelten vor Ungeduld; in ihrem Gesicht war keine Muskel, die nicht

in Thätigkeit gewesen wäre. Der Arzt giebt keine Antwort, fühlt nochmals an den Puls, untersucht die Augen, die Zunge, denkt einen Augenblick nach und sagt: „Ich verstehe Sie sehr wohl, gnädige Frau. Jetzt ist es mir unmöglich, etwas ganz bestimmtes zu sagen; aber wenn sie morgen früh um diese Stunde noch in demselben Zustande ist, dann stehe ich für ihr Leben." Bey diesen Worten springt Clara auf wie ein Blitz, wirft zwey Stühle und beynahe den Tisch über den Haufen, fällt dem Arzte um den Hals, umarmt ihn, und küßt ihn unter Schluchzen und Vergießung heißer Thränen wohl tausend Mal, reißt sich mit demselben Ungestüm einen Ring von Werth von ihrem Finger, steckt ihn, wiewohl er sich sträubt, an seine Hand und sagt ganz außer Athem: „Ach, mein Herr, wenn Sie sie uns wiederschenken, haben Sie ihr Leben nicht allein gerettet!"

Julie sah das Alles mit an. Dieser Anblick zerriß ihr das Herz. Sie warf einen Blick auf ihre Freundin und sagte mit zärtlichem, schmerzlichem Tone: „Ach! Grausame, wie schwer machst Du mir das Sterben! Willst Du mich in Verzweiflung sterben lassen? Muß ich Dich zwey Mal darauf vorbereiten?" Diese wenigen Worte waren ein Donnerschlag. Sie schlugen die freudigen Aufwallungen sogleich nieder, aber die auflebende Hoffnung konnte sie doch nicht ganz ersticken.

Im Augenblick war die Antwort des Arztes im ganzen Hause bekannt. Die guten Leute hielten ihre Herrschaft schon für genesen. Sie beschlossen einstimmig, wenn sie wieder aufkäme, dem Arzte ein gemeinschaftliches Geschenk zu machen, wozu jedes drey Monate Lohn hergab, und das Geld wurde auch auf der Stelle der Fanchon in Verwahrung gegeben; was dem einen fehlte, lieh ihm der andere. Dieses Geschäft

wurde mit so lautem Eifer betrieben, daß Julie das Getöse ihres Frohlockens in ihrem Bette hörte. Urtheilen Sie, welche Wirkung das auf das Herz eines Weibes machen mußte, die schon den Tod in ihren Adern fühlte! Sie gab mir einen Wink und sagte mir ins Ohr: „Man läßt mich den bittern und süßen Kelch der Rührung bis auf den Boden leeren."

Als die Rede auf das Zubettegehen kam, ließ Frau von Orbe, die wie die beiden vorigen Nächte in ihrer Cousine Bette mit geschlafen hatte, ihre Kammerfrau rufen, um diese Nacht Fanchon abzulösen, aber diese wurde über diesen Vorschlag unwillig, und, wie es mir vorkam, mehr noch, als sie es geworden seyn würde, wenn ihr Mann nicht angekommen gewesen wäre. Frau von Orbe bestand ihrerseits darauf, und beide Kammerfrauen brachten die Nacht im Cabinet zu. Ich blieb in dem benachbarten Zimmer und die Hoffnung hatte aller Eifer dergestalt aufs neue belebt, daß ich es weder durch Befehle, noch Drohungen dahin bringen konnte, daß sich ein einziges meiner Leute niedergelegt hätte. In dieser Nacht blieb also alles auf und mit einer solchen Ungeduld, daß wenige darinnen waren, die nicht einen großen Theil ihres Lebens darum gegeben hätten, um die neunte Stunde des nächsten Morgens überstanden zu haben.

Während der Nacht hörte ich bisweilen Hin- und Hergehen, was mich indessen nicht beunruhigte; aber gegen Morgen, wo Alles still war, fiel mir ein dumpfes Geräusch auf. Ich horche, glaube ächzen zu hören, springe auf, gehe hinein, reiße den Vorhang auf — St. Preux! — theurer St. Preux! — und sehe die beiden Freundinnen bewegungslos in fester Umarmung, die eine ohnmächtig, die andere im Sterben. Ich schreye laut auf, will ihren letzten Seufzer auf-

halten, oder auffangen, ich stürze mich über sie hin. Sie war nicht mehr. —

Allmächtiger Gott! Julie war nicht mehr! — Ich will Ihnen nicht sagen, was in den nächsten Stunden geschah, weiß ich doch selbst nicht, was mit mir vorgieng. Als ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, erkundigte ich mich nach Frau von Orbe, und erfuhr, man habe sie in ihr Zimmer bringen und sogar dort einschließen müssen, denn alle Augenblicke sey sie in Juliens Zimmer gegangen, habe sich auf ihre Leiche gestürzt, sie mit ihrem Körper erwärmt, sie zu beleben gesucht, sie gedrückt und mit einer Art von Wuth sich an sie geschmiegt, sie laut schreyend bey tausend zärtlichen Namen gerufen und ihre Verzweiflung nur durch vergebliche Bemühungen genährt.

Ich gieng zu ihr und fand sie völlig ohne Verstand. Sie sah nichts, hörte nichts, kannte Niemand, sie wälzte sich auf dem Boden, rang die Hände und biß in die Stuhlbeine. Mit dumpfer Stimme murmelte sie allerhand wunderliche Worte her, erhob dann von Zeit zu Zeit ein durchdringendes Geschrey, das mich zittern machte. Ihre Kammerfrau saß bestürzt, erschrocken, unbeweglich zu den Füßen ihres Bettes, suchte sich vor ihr zu verbergen, und zitterte am ganzen Leibe. Ihre Convulsionen und Geberden hatten auch wirklich etwas Fürchterliches. Ich gab der Kammerfrau ein Zeichen, sich zu entfernen, denn ich besorgte, daß ein einziges, zur Unzeit entfallenes Wort des Trostes sie in Wuth setzen möchte.

Ich machte keinen Versuch, sie anzureden; sie hätte mich nicht gehört, noch weniger verstanden. Aber nach einiger Zeit, als ich sah, daß sie von ihren Anstrengungen ganz erschöpft war, trug ich sie in einen Lehnstuhl. Ich setzte mich zu ihr, hielt ihr die Hände und befahl, daß die Kinder kommen sollten, die ich um

sie herum treten ließ. Unglücklicherweise war gerade das von den Kindern das erste, das sie gewahr wurde, das die unschuldige Ursache des Todes ihrer Freundin gewesen war. Bey seinem Anblicke erzitterte sie. Ich sah, wie ihre Gesichtszüge sich veränderten, ihre Blicke sich mit einem gewissen Abscheu abwendeten, und die Muskeln ihrer zurückgezogenen Arme sich anspannten, ihn zurückzustoßen. Ich riß das Kind an mich. „Unglücklicher!" — sagte ich ihm — „weil Du der einen zu lieb warst, bist Du der andern verhaßt geworden; in Allem hatten sie doch nicht ein Herz." Diese Worte brachten sie heftig auf und zogen mir sehr beißende Vorwürfe zu. Indessen thaten sie doch ihre Wirkung. Sie schloß das Kind in ihren Arm und zwang sich, es zu liebkosen. Es war umsonst; sie gab es fast in dem Augenblicke wieder zurück. Noch jetzt sieht sie diesen Knaben nicht so gern, als den andern und ich bin froh, daß es der nicht ist, der für ihre Tochter bestimmt wurde.

Gefühlvolle Menschen, was hättet Ihr an meiner Stelle gethan? Das, was Frau von Orbe that. Nachdem ich wegen der Kinder, der Frau von Orbe und des Begräbnisses der Einzigen, die ich je geliebt habe, die nöthigen Einrichtungen getroffen hatte, mußte ich zu Pferde steigen, und, den Tod im Herzen, forteilen, um ihn dem bejammernswerthesten Vater zu bringen. Ich fand ihn noch leidend von seinem Falle, und über den Zufall seiner Tochter in Bewegung und Unruhe. Niedergebeugt vom Schmerz verließ ich ihn, von jenen Schmerzen des Greisenalters, die man außen nicht gewahr wird, die weder durch Geberden noch durch Geschrey sich ausdrücken, aber — tödten. Er wird ihnen, wie ich gewiß glaube, nie widerstehen, und von fern sehe ich den letzten Schlag voraus, der zum Unglück seines Freundes noch fehlt. Den Tag

darauf eilte ich, so sehr ich konnte, um bey guter Zeit zurück zu seyn, um der würdigsten der Frauen die letzte Ehre zu erweisen. Aber noch war nicht alles bis dahin. Sie mußte noch ein Mal aufwachen, um mir den Schmerz fühlen zu lassen, sie noch ein Mal zu verlieren.

Als ich mich dem Hause näherte, sehe ich einen meiner Leute außer Athem auf mich zu laufen, und so weit ich es nur hören konnte, laut schreyen: „Mein Herr, mein Herr! Eilen Sie, die gnädige Frau ist nicht todt!" Von der unsinnigen Rede verstand ich nichts, indessen eilte ich herbey. Ich finde den Hof voll Leute, die Freudenthränen vergießen, und unter lautem Schreyen Frau von Wolmar segnen. Ich frage, was das zu bedeuten hat, alle Welt ist von Entzücken außer sich, niemand ist im Stande, mir zu antworten; meinen eignen Leuten war der Kopf wie verdreht. Mit eiligen Schritten stürze ich in Juliens Zimmer; mehr wie zwanzig Personen finde ich um ihr Bette knieen und alle mit fest auf sie gerichteten Blicken. Ich trete näher, sehe sie auf diesem Bette angekleidet und geschmückt; das Herz klopft mir; ich betrachte sie genauer — Ach! sie war todt! Dieser Augenblick einer fälschlichen, so bald und so grausam verschwundenen Freude, war der bitterste Augenblick meines Lebens. Ich bin nicht zum Zorn geneigt, gleichwohl fühlte ich mich heftig aufgebracht. Ich verlangte den Grund dieses seltsamen Auftritts zu wissen. Ich hatte alle Mühe von der Welt, hinter die Wahrheit zu kommen; alles war entstellt, verfälscht, oder abgeändert. Endlich kam ich damit zu Stande, hören Sie die Geschichte dieses Wunders.

Mein Schwiegervater, den der seine Tochter betroffne Unfall sehr beunruhigte, schickte seinen Kammerdiener, den er entbehren zu können glaubte, kurz

vor meiner dortigen Ankunft hieher, um Nachrichten von ihr zu holen. Der alte, vom Reiten ermüdete Diener, hatte ein Boot genommen und war, da er des Nachts über den See gegangen war, an demselben Morgen, wo auch ich zurückkam, in Clarens angekommen. Als er ankommt, sieht er die allgemeine Bestürzung, hört die Ursache, geht schluchzend in Juliens Zimmer, wirft sich vor ihrem Bette nieder, weint und betrachtet sie. „Ach! meine gute Herrschaft!" — sagt er — „ach! warum hat nicht Gott mich statt Ihrer von der Welt genommen! Ich, der ich alt bin, keine Verwandten habe, zu nichts mehr tauge, was mache ich noch auf der Welt? Aber Sie, Sie waren jung, waren die Ehre Ihrer Familie, die Hoffnung der Unglücklichen — Ach! als ich Sie geboren werden sah, geschah es darum, daß ich Sie sterben sehen sollte?" —

Mitten unter diesen Ausrufungen, die ihm sein Eifer und sein gutes Herz entrissen und seine Augen fest auf dieses Gesicht heftend, glaubt er eine Bewegung wahrzunehmen. Seine Einbildungskraft wird aufgeregt; er sieht Julien die Augen aufschlagen, ihn ansehen, und ihn mit dem Kopfe winken. Voll Entzücken springt er auf, läuft im ganzen Hause herum und schreyt, die gnädige Frau wäre nicht todt, sie habe ihn erkannt, er sey davon überzeugt, und sie würde schon wieder aufkommen. Mehr bedurfte es nicht. Alle Welt läuft herbey; die Nachbaren, die Armen, von deren Klagen die Luft wiederhallte, Alle schreyen: Sie ist nicht todt! Das Gerücht verbreitet und vergrößert sich. Das Volk, ein Freund von allem, was Wunder heißt, faßt diese Nachricht begierig auf; man glaubt sie, weil man sie wünscht; Jedes macht sich eine Freude daraus, die allgemeine Leichtgläubigkeit zu unterstützen. Bald hatte

die Verstorbene nicht bloß gewinkt, hatte gehandelt, hatte geredet und zwanzig Augenzeugen wollten ganz umständliche Thatsachen bezeugen, die nie vorgefallen waren.

Sobald man glaubte, daß sie noch lebe, machte man tausend Versuche, sie wieder zu sich zu bringen. Man drängte sich um sie herum, redete sie an, überschwemmte sie mit geistigen Wässern und fühlte, ob der Puls nicht wieder schlüge. Ihre weiblichen Bedienten, entrüstet, daß die Leiche ihrer Frau in einem so nachlässigen Anzuge von lauter Mannspersonen umgeben bleiben solle, ließen alle herausgehen und sahen nun sehr bald, wie sehr man sich täuschte. Dennoch hatten sie sich nicht entschließen können, einen so geliebten Irrthum zu zerstören, hofften auch vielleicht selbst noch auf irgend ein wunderbares Ereigniß, kleideten die Leiche sorgfältigst an, und wiewohl ihre Garderobe ihnen bereits überlassen worden war, verschwendeten sie dennoch ihren Putz daran. Hierauf hatten sie sie auf ihr Bette gelegt, die Vorhänge offen gelassen und beweinten sie mitten unter der allgemeinen Freude aufs neue.

Als diese Gährung eben am stärksten war, kam ich an. Ich sah sehr bald ein, daß es unmöglich seyn würde, das gemeine Volk zur Vernunft zu bringen, daß, wenn ich die Thüre schließen und den Leichnam zur Erde bestatten ließe, ein Aufstand entstehen könne, und ich wenigstens als ein grausamer Ehemann, der seine Frau bey lebendigem Leibe begraben ließe, mir den Abscheu des ganzes Landes zuziehen würde. Ich beschloß daher zu warten. Unterdessen und bey der außerordentlichen Hitze gieng nach sechs und dreyßig Stunden der Körper bereits in Verwesung über, und wiewohl das Gesicht seine Züge und seine Freundlichkeit behielt, bemerkte man doch schon einige Zeichen der Veränderung. Ich sagte es der Frau von Orbe, die

halbtodt oben am Bette saß. Sie war nicht so glücklich gewesen, sich ebenfalls von einem so groben Irrthume täuschen zu lassen; that indessen als ob sie daran glaube, um einen Vorwand zu haben, immer in dem Zimmer zu bleiben, und dort ihrem Herzen recht nach Lust wehe zu thun, sich an dem Leichenanblick zu weiden und im Schmerz sich zu ersättigen.

Sie verstand mich, faßte ihren Entschluß, ohne ein Wort zu sagen, und verließ das Zimmer. Einen Augenblick darauf sah ich sie mit dem goldgestickten und mit Perlen besetzten Schleyer, den Sie ihr aus Indien mitgebracht haben, zurückkommen.*) Sie trat ans Bette, küßte den Schleyer, bedeckte weinend ihrer Freundin Gesicht damit und rufte mit erhabener Stimme aus: „Verwünscht sey die frevelnde Hand, die diesen Schleyer aufhebt! verwünscht das lieblose Auge, das dieses Gesicht entstellt sehen will!“ — Diese Handlung, diese Worte, thaten eine solche Wirkung auf die Zuschauer, daß sogleich, als geschähe es durch eine plötzliche Eingebung, diese Verwünschung von allen laut wiederholt wurde. Sie machte auf alle unsre Leute und das Volk einen so starken Eindruck, daß man die Verstorbene in ihren Kleidern mit der größten Behutsamkeit in den Sarg gelegt, sie hinausgetragen

*) Man sieht zur Genüge, daß St. Preux Treue, der der Frau von Orbe immer im Sinne schwebte, ihr dieses Auskunftsmittel mit dem Schleyer an die Hand gab. Wenn man genaue Achtung darauf geben wollte, würde man dasselbe Verhältniß bey vielen Vorhersagungen und ihrer Erfüllung finden. Die Begebenheit wird nicht vorausgesagt, weil sie geschehen wird, aber sie geschieht, weil sie vorausgesagt worden ist.

und in diesem Zustande beerdiget hatte, ohne daß Jemand sich erdreistet gehabt hätte, den Schleyer zu berühren.*)

Das Loos des Beklagenswerthesten ist, daß er noch andre trösten muß. Dieses Geschäft steht mir noch bey meinem Schwiegervater, der Frau von Orbe, unsren Freunden, Verwandten, Nachbarn und meinen eignen Leuten bevor. Das Letztere möchte noch hingehen; aber mein alter Freund! Frau von Orbe! Man muß ihren Jammer sehen, um beurtheilen zu können, wie viel er noch zu dem meinigen beyträgt. Weit entfernt, mir für meine Sorgfalt um sie Dank zu wissen, macht sie mir Vorwürfe darüber; meine Aufmerksamkeit ärgert sie, meine gelassene Trauer erbittert sie. Sie fordert von mir eben so bittern Jammer, als der ihrige ist und ihr grausamer Schmerz wünschte Alles in Verzweiflung zu sehen. Das Betrübteste ist, daß man bey ihr auf gar nichts rechnen kann; was in diesem Augenblicke ihr Linderung gewährt, entrüstet sie im folgenden. Alles was sie vornimmt, alles was sie sagt, grenzt an Unsinn und würde dem kaltblütigen Zuschauer lächerlich vorkommen. Ich habe viel zu leiden, will mich aber nicht abschrecken lassen. Wenn ich für die sorge, die Julie liebte, glaube ich ihr Andenken besser zu ehren, als durch Thränen.

Ein einziger Zug wird Sie auf die übrigen schließen lassen. Ich glaubte Alles gethan zu haben, als ich Claren dahin vermocht hatte, sich für die Erfüllung der von ihrer Freundin ihr übertragenen Pflichten zu erhalten. Durch stete Unruhe, Mangel an Nahrung, durch Nachtwachen entkräftet, schien sie endlich ent-

---

*) Die Waadtländer sind zwar protestantisch, aber dennoch ungemein abergläubisch.

schlossen zu seyn, wieder zu sich kommen zu wollen, ihre gewöhnliche Lebensweise wieder anzufangen, und mit im Speisesaale zu essen. Das erste Mal, das sie wieder dahin kam, ließ ich die Kinder in ihrem Zimmer essen, da ich in ihrer Gegenwart diesen Versuch nicht wagen wollte, denn der Anblick heftiger Leidenschaften aller Art ist einer der gefährlichsten, den man ihnen geben kann. Diese Leidenschaften haben, wenn sie übermäßig werden, immer etwas kindisches, was sie belustiget, sie mißleitet, und ihnen das als liebenswürdig darstellt, wofür sie sich fürchten sollten. *) Sie hatten deren nur zu viel schon gesehen.

Beym Hereintreten warf sie einen Blick auf den Tisch und sah zwey Gedecke. Sogleich setzte sie sich auf den ersten, hinter ihr stehenden Stuhl, wollte sich nicht an den Tisch setzen, auch die Ursache dieser Grille nicht angeben. Ich glaubte sie zu errathen und ließ an den Platz, wo gewöhnlich ihre Cousine saß, noch ein drittes Gedeck legen, und nun ließ sie sich bey der Hand nehmen und ohne weiteres Sträuben an den Tisch führen, nahm ihr Kleid sorgfältig zusammen, als besorge sie, diesem leeren Platze in den Weg zu kommen. Kaum hatte sie den ersten Löffel Suppe an den Mund gebracht, so legt sie ihn wieder weg, und fragt ziemlich trotzig, was das Gedeck da mache, da doch niemand da säße. Ich erwiederte ihr, sie habe Recht, und ließ das Gedeck wieder wegnehmen. Sie versuchte zu essen, ohne damit zu Stande kommen zu können. Allmälig schwoll ihr das Herz, ihr Athemholen ward laut, und glich beynahe dem Seufzen. Endlich stand sie plötzlich vom Tische auf, gieng wieder in ihr Zim-

---

*) Eben darum lieben wir alle das Theater und einige von uns die Romane.

mer, ohne weder ein Wort zu reden, noch auf das zu hören, was ich ihr sagen wollte, und den ganzen Tag über nahm sie nichts als Thee zu sich.

Den folgenden Tag gieng es von neuem an. Ich ersann ein Mittel, sie durch ihre eignen Grillen zur Vernunft zu bringen, und die Schärfe ihres Grams durch eine sanftere Neigung zu mildern. Sie wissen, daß ihre Tochter meiner verstorbenen Frau sehr ähnlich sieht. Es machte ihr Vergnügen diese Aehnlichkeit noch durch Kleider von demselben Zeuge zu bezeichnen und sie hatte ihnen von Genf mehrere gleichförmige Anzüge mitgebracht, die sie immer an einem Tage zusammen trugen. Ich ließ also Henrietten Julien so ähnlich als möglich anziehen und sie, nachdem ich sie gehörig unterrichtet hatte, auf den dritten Platz setzen, wo, wie den Tag vorher, sich ein drittes Gedeck befand.

Clara verstand meine Absicht auf den ersten Blick; sie ward gerührt, und sah mich zärtlich und verbindlich an. Dies war die erste meiner Bemühungen um sie, die Eindruck auf sie zu machen schien, und ich schöpfte von einem Auskunftsmittel gute Hoffnung, das sie zur Rührung gestimmt hatte.

Henriette, stolz darauf, ihr Mütterchen vorzustellen, spielte ihre Rolle vortrefflich, und in dem Grade vortrefflich, daß ich sogar die Bedienten darüber weinen sah. Indessen nannte sie dabey doch ihre Mutter immer „Mama" und redete mit der geziemenden Ehrerbietung mit ihr. Durch den guten Erfolg und meinen Beyfall, den sie sehr gut bemerkte, wurde sie aber dreister, ließ sich's einfallen, von einem Gerichte vorlegen zu wollen, und in einem launigen Tone sie zu fragen: „Clara, willst Du davon?" Ihre Geberden, der Ton ihrer Stimme waren so natürlich nachgeahmt, daß ihre Mutter anfieng zu zittern. Einen Augenblick darauf schlägt sie eine laute Lache auf, reicht Henriet-

ten ihren Teller hin und sagt: „Ja mein Kind, gieb mir, Du bist allerliebst!“ Und nunmehr fieng sie an, mit einer Begierde zu essen, die mir auffiel. Indem ich sie aufmerksam betrachtete, sah ich etwas verstörtes in ihren Augen und in ihren Geberden etwas trotziges und bestimmtes, was bey ihr sonst nicht der Fall war. Ich hielt sie ab mehr zu essen und that wohl daran, denn eine Stunde darauf litt sie an so heftiger Unverdaulichkeit, die sie hätte ersticken können, wenn sie noch mehr gegessen hätte. Von diesem Augenblicke an beschloß ich aber auch, alle dergleichen Scherze zu unterlassen, die ihre Einbildungskraft in dem Grade entzünden konnten, daß man nicht mehr Herr über sie ist. Da man vom Kummer eher geheilt wird, als vom Wahnsinn, so ist es besser, sie noch ein wenig leiden zu lassen, als ihre Vernunft aufs Spiel zu setzen.

So, mein Theurer, so steht es ungefähr mit uns. Seitdem der Baron zurück ist, geht Clara alle Morgen zu ihm hinauf, entweder wenn ich noch bey ihm bin, oder ihn verlasse. Sie bleiben eine, oder zwey Stunden beysammen und die Sorge, die sie für ihn trägt, erleichtert uns unsre Sorge um sie. Außerdem fängt sie nunmehr auch an, geschäftiger um die Kinder zu seyn. Eins von den dreyen ist krank gewesen, gerade das, was sie am wenigsten liebt. Dieser Zufall hat sie fühlen lassen, daß sie noch mehr zu verlieren hat, und ihr wieder Eifer für ihre Pflichten eingeflößt. Bey allen dem ist sie aber noch nicht auf den eigentlichen Punkt der Betrübniß, denn noch fließen keine Thränen. Man wartet auf Sie, Sie sollen sie fließen machen; Ihnen kommt es zu, sie zu trocknen. Sie werden mich verstehen. Denken Sie an Juliens letzten Rath; er rührt zuerst von mir her und ich halte ihn jetzt mehr als jemals für vernünftig und heilsam. Kommen Sie und vereinigen Sie sich mit Allem, was

von ihr uns noch übrig ist. Ihr Vater, ihr Freund, ihr Gatte, ihre Kinder, Alles wartet auf Sie; alles sehnt sich nach Ihnen, Sie sind Allen unentbehrlich. Kurz, ohne mich weiter herauszulassen, kommen Sie und theilen Sie mit mir und heilen Sie meinen Kummer; ich werde Ihnen vielleicht mehr, als irgend Jemand zu verdanken haben.

XII. Julie an St. Preux.

Dieser Brief war in dem vorstehenden eingeschlossen.

Wir müssen unsre Pläne aufgeben. Alles hat sich verändert, mein lieber Freund; lassen Sie uns diese Veränderung ohne Murren ertragen, sie kömmt von der Hand eines weiseren Wesens, als wir sind. Wir dachten darauf, uns zu vereinigen; diese Vereinigung war nicht gut. Es ist eine Wohlthat vom Himmel, daß er ihr zuvorkommt, ohne Zweifel kömmt er dadurch Unglücksfällen zuvor.

Lange Zeit habe ich mich getäuscht. Diese Täuschung war mir heilsam, sie verschwindet in dem Augenblicke, wo ich ihrer nicht mehr bedarf. Sie haben mich für geheilt gehalten, ich habe es selbst geglaubt. Lassen Sie uns dem danken, der diesen Irrthum so lange dauern ließ, als er nützlich war, wer weiß, ob ich nicht beym nähern Anblicke des Abgrunds geschwindelt hätte? Ja, umsonst wollte ich die erste Empfindung, die mich das Leben kennen lehrte, ersticken, sie hatte sich in meinem Herzen zusammengedrängt. Sie erwacht in dem Augenblicke, wo sie nicht mehr zu fürchten ist; sie erhält mich aufrecht, da meine Kräfte mich verlassen; sie belebt mich wieder, da ich sterbe!

Mein Freund, ich thue dies Geständniß, ohne mich zu schämen; diese Empfindung, die wider meinen Willen zurückgeblieben ist, war unwillkührlich. Sie hat meiner Unschuld nichts gekostet. Alles was von meinem Willen abhängt, gehörte meiner Pflicht. Wenn das Herz, das nicht von ihm abhängt, Ihnen verblieb, so war das meine Qual, nicht mein Vergehen. Ich habe gethan, was ich thun mußte; meine Tugend bleibt mir unbefleckt und meine Liebe ohne Reue.

Ich wage es, des Vergangenen wegen mich zu ehren; wer hätte mir aber für die Zukunft bürgen können? Vielleicht nur ein Tag noch, und ich ward strafbar! Was wäre vielleicht geschehen, wenn ich das ganze Leben mit Ihnen zugebracht hätte? Welchen Gefahren bin ich nicht ohne mein Vorwissen ausgesetzt gewesen! Welchen noch größern Gefahren sollte ich ausgesetzt werden! Die Besorgnisse, die ich Ihretwegen zu haben glaubte, empfand ich ohne Zweifel nur für mich. Alle Prüfungen sind bereits überstanden, aber sie könnten zu oft wiederkommen. Habe ich nicht für Glück und Tugend genug gelebt? Was könnte ich aus dem Leben wohl noch für Nutzen schöpfen? Indem er mir's nimmt, nimmt mir der Himmel nichts Bedauernswerthes, und stellt zugleich meine Ehre in Sicherheit. Mein Freund, ich trete zur glücklichen Stunde ab, wo ich mit Ihnen und mir zufrieden bin; ich gehe mit Freuden hinüber, diese Wallfahrt hat nichts schreckliches für mich. Nach so vielen Opfern rechne ich das, was ich jetzt noch zu bringen habe, für wenig; es ist weiter nichts, als daß ich ein Mal mehr sterbe.

Ihren Schmerz sehe ich voraus; ich fühle ihn. Sie sind zu beklagen, das weiß ich nur zu gut, und das Mitgefühl Ihrer Leiden ist die schmerzhafteste Empfindung, die ich mit mir aus der Welt nehme. Erwägen Sie aber auch, wie vielen Trost ich Ihnen zurücklasse!

Wie viele Dienste haben Sie noch der zu leisten, die Ihnen theuer war, und die es Ihnen zur Pflicht machte, sich für sie zu erhalten! Sie können ihr in dem bessern Theile ihrer selbst nützlich seyn. Sie verlieren von Julien weiter nichts, als was Sie längst schon verloren hatten. Das Beste, was Sie hatte, bleibt Ihr Eigenthum. Kommen Sie, vereinigen Sie sich wieder mit ihrer Familie! ihr Herz wohne mitten unter Ihnen. Möge alles, was ihr theuer war, sich versammeln, ihr ein neues Daseyn zu geben. Ihre Beschäftigungen, ihre Freuden und ihre Freundschaft, alles sey ihr Werk. Das Band Ihrer Vereinigung, das sie geknüpft hat, wird ihr ein neues Leben geben. Sie stirbt nicht eher als mit dem letzten von Ihnen allen.

Bedenken Sie, daß Ihnen noch eine zweyte Julie übrig bleibt und vergessen Sie nicht, was Sie dieser schuldig sind. Jedes von Ihnen wird die Hälfte seines Lebens verlieren; verbinden Sie sich, um die andere zu erhalten. Das ist das einzige Mittel, was Sie beide noch haben, mich zu überleben, indem Sie meiner Familie und meinen Kindern nützlich werden. Warum kann ich nicht noch engere Bande ersinnen, um alles, was mir lieb ist, mit einander zu verbinden! Wie lieb müssen Sie eins dem andern seyn! Wie sehr muß dieser Gedanke Ihre gegenseitige Zuneigung verstärken! Ihre Einwürfe gegen diese Verbindung werden nur neue Gründe, sie zu schließen. Wie könnten Sie beide jemals von mir sprechen, ohne zugleich gerührt zu werden? Nein! Clara und Julie werden so sehr in einander verschmelzen, daß es Ihrem Herzen nicht mehr möglich seyn wird, sie zu trennen. Ihr Herz wird Ihnen alles erwiedern, was Sie für ihre Freundin empfunden haben; sie wird die Vertraute und der Gegenstand Ihrer Liebe seyn. Sie werden durch die, die Ihnen bleibt, beglückt werden, ohne aufzuhören,

der treu zu bleiben, die Sie dann verloren haben. Und nach so vielen Schmerzen und Leiden werden Sie, ehe noch das Alter zu leben und zu lieben vergeht, von einer rechtmäßigen Flamme entglüht, eines unschuldigen Glücks sich erfreuen.

In dieser keuschen Verbindung können Sie ohne Zerstreuung und ohne Furcht sich mit den Angelegenheiten beschäftigen, die ich Ihnen zurücklasse, und bey deren Erfüllung Sie nicht mehr ungewiß seyn werden, zu sagen, was für Gutes Sie hienieden gestiftet haben. Sie wissen, es lebt ein Mann, des Glückes werth, nach welchem er nicht zu streben weiß. Dieser Mann ist Ihr Retter, der Gatte der Freundin, die er Ihnen wiedergegeben hat. Einsam, ohne Etwas, das dem Leben für ihn einen Werth gäbe, ohne Freuden, ohne Trost, ohne Hoffnung; er wird bald der Unglücklichste der Sterblichen seyn. Sie sind ihm dieselbe Sorgfalt schuldig, die er gegen Sie bewiesen hat, und Sie wissen, wodurch sie ihm nützlich werden können. Erinnern Sie sich meines letzten Briefs. Verleben Sie Ihre Tage bey ihm. Es darf keines ihn verlassen, das mich liebte! Er flößte Ihnen wieder Neigung für die Tugend ein; zeigen Sie ihm ihren Zweck und ihren Lohn. Seyn Sie ein Christ, damit er es auch werde. Ein glücklicher Erfolg ist näher, als Sie glauben; er hat seine Pflicht gethan, ich werde die meinige thun, thun Sie nun die Ihrige. Gott ist gerecht, mein Vertrauen wird mich nicht betrügen.

Wegen meiner Kinder habe ich Ihnen nur ein Wort zu sagen. Ich weiß, welche Mühe Ihnen ihre Erziehung kosten wird, aber eben so gut weiß ich auch, daß Ihnen diese Mühe nicht schwer fallen wird. Wenn Augenblicke eintreten, wo Sie den von dieser Beschäf-

tigung unzertrennlichen Ueberdruß empfinden, dann sagen Sie sich: es sind Juliens Kinder, und sie wird Ihnen nichts mehr kosten. Wolmar wird Ihnen die Bemerkungen zustellen, die ich über Ihren Aufsatz und den Charakter meiner beiden Söhne gemacht habe. Diese Schrift ist nur erst angefangen; ich gebe Sie Ihnen nicht zur Richtschnur, ich unterwerfe sie Ihren Einsichten. Machen Sie keine Gelehrte aus ihnen, erziehen Sie sie zu wohlthätigen, gerechten Menschen. Sprechen Sie bisweilen mit ihnen von ihrer Mutter — Sie wissen, ob sie ihr lieb waren — sagen Sie Marcellin von mir, es sey mir nicht schwer geworden, für ihn zu sterben. Seinem Bruder sagen Sie, um seinetwillen hätte ich zu leben gewünscht. Sagen Sie ihnen — doch, ich fühle mich ermattet. Ich muß meinen Brief schließen. Da ich Ihnen meine Kinder überlasse, trenne ich mich mit weniger Schmerz von ihnen; ich glaube bey ihnen zu bleiben.

Lebe wohl! Lebe wohl! mein süßer Freund! — Ach! ich endige mein Leben so, wie ich es anfieng. Ich sage in diesem Augenblicke, wo das Herz nichts mehr verhehlt, vielleicht zu viel. — Warum sollte ich mich aber scheuen, alles auszudrücken, was ich fühle? Ich bin es nicht mehr, die mit Dir spricht; ich bin schon in den Armen des Todes. Wenn Du diesen Brief zu sehen bekommst, da nagen schon Würmer an dem Gesicht Deiner Geliebten, und an ihrem Herzen, worinnen Du nicht mehr wohnen wirst. Sollte aber meine Seele ohne Dich leben können? ohne Dich, welche Seligkeit könnte ich schmecken? Nein! ich verlasse Dich nicht; ich will Dich erwarten. Die Tugend, die uns auf Erden trennte, wird uns in den ewigen Wohnungen vereinigen. In dieser süßen Erwartung sterbe ich, allzuglücklich, daß ich auf Kosten meines Lebens

das Recht erkaufe, Dich stets ohne Schuld zu lieben, und Dir es noch einmal sagen zu dürfen.

XIII. Frau von Orbe an St. Preux.

Ich höre, Sie fangen an, sich wieder so weit zu erholen, daß man hoffen darf, Sie bald wiederzusehen. Sie müssen, mein Freund, Ihrer Schwäche Gewalt anthun, und suchen über die Gebirge zu kommen, bevor der Winter sie Ihnen vollends verschließt. In unserm Lande werden Sie die Luft finden, die Ihnen dienlich ist. Sie werden hier nichts als Schmerz und Trauer sehen; und vielleicht ist die allgemeine Betrübniß eine Linderung der Ihrigen. Die meinige bedarf Ihrer Gegenwart, um sich auszulassen; ich allein kann weder weinen, noch reden, noch mich verständlich machen. Wolmar versteht mich, aber antwortet mir nicht. Der Schmerz eines unglücklichen Vaters dringt sich in ihm selbst zusammen. Er hat keine Vorstellung von einem noch grausameren Schmerz und weiß den weder bey andern zu sehen noch selbst zu fühlen; für Greise giebts keine Herzensergießungen mehr. Meine Kinder machen mich wehmüthig, können es aber selbst nicht seyn. Ich stehe mitten in der Welt allein; ein dumpfes Stillschweigen herrscht rings herum. In meiner Betäubung und Niedergeschlagenheit habe ich mit keinem Menschen Umgang; ich habe nur so viel Kraft und Leben, daß ich die Schrecknisse des Todes noch fühlen kann. Ach! kommen Sie, kommen Sie! Sie, der Sie meinen Verlust theilen, kommen Sie, und theilen Sie auch meinen Schmerz. Kommen Sie, mein Herz mit Ihrem Jammer zu nähren und es mit Ihren Thränen zu tränken. Das ist der einzige Trost,

den ich noch hoffen, die einzige Freude, die ich noch genießen kann.

Ehe Sie aber noch kommen und ich Ihre Meinung über einen Vorschlag höre, der, wie ich weiß, Ihnen gethan worden ist, dürfte es gut seyn, daß Sie zuvörderst die meinige erfahren. Ich bin offenherzig und freymüthig; ich will Ihnen nichts verhehlen. Ich habe einst Liebe für Sie empfunden, ich gestehe das, empfinde sie vielleicht noch, und werde sie vielleicht immer für Sie empfinden; ich weiß das nicht, und will es auch nicht wissen. Man vermuthet es, das weiß ich sehr wohl; ich bin nicht böse darüber und kümmere mich auch nicht darum. Aber ich habe Ihnen folgendes zu sagen und das müssen Sie sich wohl merken, daß nämlich der, der von Julien d'Etange geliebt wurde, und sich entschließen könnte, eine andere als Gattin zu wählen, in meinen Augen nichts als ein Unwürdiger, ein Feiger ist, den ich mich schämen würde zum Freunde zu haben. Und was mich anlangt, so erkläre ich Ihnen, daß jeder Mann, welcher es auch sey, der mir künftighin von Liebe vorzureden wagen sollte, gewiß nicht wieder mit mir davon reden soll.

Seyn Sie auf die Geschäfte bedacht, die Sie erwarten, denken Sie an die Ihnen aufgelegten Pflichten und an die, der Sie deren Erfüllung gelobt haben. Ihre Kinder fangen an, sich auszubilden und zu wachsen, ihr Vater zehrt sich unvermerkt auf, ihr Mann sorgt und kümmert sich. Er mag thun was er will, er vermag es doch nicht, sie für vernichtet zu halten. Sein Herz empört sich wider seinen Willen gegen seine eitle Vernunft. Er spricht von ihr, redet mit ihr, er seufzt. Schon glaube ich die Wünsche erfüllt zu sehen, die sie so oft that, Ihnen kommt es zu, das große Werk zu vollenden. Wie viele Gründe, die Sie beide

bewegen müssen, hieher zu kommen! Es ist des großmüthigen Eduards wohl würdig, daß unser Unglück in seinem Entschlusse keine Veränderung hervorgebracht hat.

Kommen Sie also, theure, achtungswerthe Freunde, kommen Sie und vereinigen Sie sich mit allem, was von ihr übrig geblieben ist. Lassen Sie uns alles versammeln, was ihr theuer war. Möge ihr Geist uns beseelen, ihr Herz die unsrigen verbinden; lassen Sie uns stets unter ihren Augen leben. Ich finde ein Vergnügen darinnen, zu glauben, daß von dem Orte her, den sie bewohnt, vom Aufenthalte des ewigen Friedens, diese noch liebende, noch empfindende Seele mit Freuden sich zu uns herablassen wird, um ihre Freunde voll ihres Gedächtnisses zu finden, sie ihre Tugenden nachahmen zu sehen, sich durch sie geehrt zu hören, zu fühlen, wie sie ihr Grabmahl umfassen, und seufzend ihren Namen nennen. Nein, sie hat diese Gegenden nicht verlassen, die sie uns so reizend gemacht hat, noch erinnert hier alles an sie. Ich sehe sie in jedem Gegenstande, fühle sie bey jedem Schritte, in jedem Augenblicke des Tages höre ich den Laut ihrer Stimme. Hier ist's, wo sie gelebt hat, hier ists, wo ihre Asche ruht! — Die Hälfte ihrer Asche! Zwey Mal in der Woche, wenn ich in die Kirche gehe — sehe ich — ich sehe den traurigen, ehrwürdigen Ort — Schönheit! dort ist also deine letzte Freystätte! — Vertraulichkeit, Freundschaft, Tugenden, Freuden, muntre Scherze, alles hat die Erde verschlungen. — Ich fühle mich hingezogen — bebend trete ich näher. — Ich scheue mich, den geheiligten Boden zu betreten — mir ist, als fühlte ich ihn unter meinen Füßen klopfen und zittern! — Ich höre eine klagende Stimme! — „Clara! o meine Clara, wo bist Du? Was machst Du fern von Deiner Freundin?“ — Ihr Sarg verschließt sie

nicht allein — er erwartet den Rest seiner Beute — er wird nicht lange darauf warten.*)

---

*) Nachdem ich diese Sammlung noch einmal durchgelesen, glaube ich nun die Ursache gefunden zu haben, warum das Interesse, was man daran nimmt, so schwach es auch seyn mag, mir dennoch so angenehm ist, und wie mir's scheint, auch für jeden gutmüthigen Leser seyn wird; weil nämlich dieses schwache Interesse wenigstens rein und ohne Beymischung eines peinlichen Gefühls ist, weil es nicht durch Greuelthaten, durch Verbrechen erregt wird, und mit der Qual verbunden ist, hassen zu müssen. Ich kann nicht begreifen, welches Vergnügen man daran finden kann, Bösewichter sich zu erdenken und ihre Charakter zu bearbeiten, sich i. sie hinein zu versetzen, während man sie handeln läßt, und sie aufs glänzendste darzustellen. Ich bedaure die Verfasser so mancher Trauerspiele voller Abscheulichkeiten, die ihr ganzes Leben damit zubringen, Menschen handeln und reden zu lassen, die man nie weder hören, noch sehen kann, ohne dabey Qual zu empfinden. Man sollte wohl eigentlich nur darüber seufzen, zu so einer grausamen Arbeit verdammt zu seyn, und diejenigen, die sich ein Vergnügen daraus machen, muß ein besonderer Eifer für das gemeine Beste verzehren! Ich meiner Seits bewundere recht aufrichtig ihre Talente und ihren schönen Geist, danke aber Gott, daß er mir dergleichen nicht verliehen hat.

Mylord Eduard Bomstons Liebes-Abenteuer.

Mylord Eduards sonderbare Abenteuer in Rom waren zu romantisch, um mit Juliens Begebenheiten vermischt werden zu können, ohne die Einfachheit der letztern zu verderben. Ich begnüge mich also, von ihnen hier einen kurzen Auszug mitzutheilen, der zum Verständnisse zweyer oder dreyer Briefe dient, worinnen die Rede davon ist.

Auf seinen Wanderungen durch Italien hatte Mylord Eduard in Rom mit einer Frau von Stande, einer Neapolitanerin, Bekanntschaft gemacht, und nach kurzer Zeit sich heftig in sie verliebt. Auch sie wurde gegen ihn von einer glühenden Leidenschaft entzündet, die den Rest ihres Lebens verzehrte, und sie endlich ins Grab stürzte. Dieser rauhe, nicht sehr galante, aber feurige und reizbare Mann, excentrisch und groß in Allem, konnte wohl kaum eine nur mäßige Liebe sowohl einflößen, als selbst empfinden.

Die stoischen Grundsätze dieses tugendhaften Engländers beunruhigten die Marquise. Sie beschloß daher während der Abwesenheit ihres Gemahls sich für eine Wittwe auszugeben, was ihr überdies gar nicht

schwer fiel, da sie beide in Rom fremd waren und der Marquis in der Armee des Kaisers diente. Der verliebte Eduard sprach sehr bald von einer Vermählung. Sie wendete dagegen den Unterschied der Religion und so manches andere noch ein. Endlich lebten sie ganz vertraut und frey mit einander, bis Eduard entdeckte, daß ihr Gemahl noch lebe. Jetzt machte er ihr die lebhaftesten Vorwürfe, war außer sich, ohne sein Wissen sich eines Verbrechens schuldig gemacht zu haben, das er verabscheute und entschlossen, sich von ihr loszureißen.

Die Marquise, ein Weib ohne Grundsätze, aber listig und voller Reize, versäumte nichts, ihn zurückzuhalten und sie erreichte ihren Zweck.

Der ehebrecherische Umgang hörte auf, aber die Verbindung dauerte fort. — So unwürdig sie auch war, Liebe zu empfinden, liebte sie dennoch. Sie mußte sich dazu verstehen, einen angebeteten Mann, den sie außerdem nicht behalten konnte, genußlos bey sich zu sehen, und da diese freywilligen Schranken die Liebe von beiden Seiten noch mehr anfeuerten, wurde sie durch den Zwang nur noch glühender. Die Marquise verabsäumte keine Mühe, ihrem Geliebten seinen Entschluß vergessen zu machen. Sie war verführerisch und schön. Alles umsonst, der Engländer blieb standhaft. Seine große Seele bestand in der Prüfung. Seine Hauptleidenschaft war Tugend. Seiner Geliebten hätte er sein Leben aufgeopfert, seiner Pflicht aber die Geliebte.

Die Verführung wurde einmal zu dringend, doch das Mittel, das er zu ergreifen im Begriff war, um sich ihr zu entreißen, hielt die Marquise zurück und vereitelte alle ihre Schlingen. Nicht darum, weil wir schwach sind, sondern weil es uns an Muth fehlt, werden wir fast immer von unsern Sinnen überwälti-

get. Wer den Tod weniger fürchtet, als das Verbrechen, ist nie gezwungen, ein Verbrecher zu werden.

Es giebt wenig starke Geister, die andere mit sich fortreißen und sie zu ihrer Sphäre erheben, aber es giebt deren doch. Mylord Eduards Geist war ein solcher. Die Marquise hoffte ihn zu gewinnen, und unvermerkt gewann er sie. Wenn in seinem Munde die Lehren der Tugend den Ton der Liebe annahmen, rührte er sie und sie fieng an zu weinen; seine geheiligten Flammen beseelten dieses entartete Herz, ein Gefühl für Recht und Ehre durchdrang sie mit seinem seltenen Zauber. Das wahre Schöne fieng an, ihr zu gefallen. Könnte der schlechte Mensch seine Natur je ändern, auch das Herz der Marquisin würde umgewandelt worden seyn.

Aber nur die Liebe gewann bey diesen flüchtigen Regungen, sie wurde dadurch zärtlicher und fieng an weniger sinnlich zu werden. Bei einem feurigen Temperamente und in einem Clima, wo die Sinne so viele Gewalt haben, vergaß sie ihrer Vergnügungen, um an die ihres Geliebten zu denken, und da sie selbst nicht Theil daran nehmen konnte, wünschte sie wenigstens, daß er sie durch sie selbst genießen sollte. Dies war wenigstens ihre eigne günstige Auslegung eines Schrittes, worinnen ihr eigener und Eduards Charakter, den sie genau kannte, die feinste Verführung finden lassen könnten.

Sie schonte weder Bemühungen noch Kosten, um in ganz Rom ein junges leichtes, dabey aber zuverlässiges Mädchen aufsuchen zu lassen. Nicht ohne Mühe wurde ein solches gefunden. Eines Abends nach einer zärtlichen Unterhaltung stellte sie es ihm vor und sagte mit lächelnder Miene: „Verfügen Sie über sie, sie möge den Lohn meiner Liebe genießen, doch sie sey auch die einzige! Ich bin zufrieden, wenn Sie bey ihr

nur bisweilen daran denken, daß Sie sie von mir haben." — Sie wollte hinausgehen; Eduard hielt sie zurück. „Bleiben Sie" — sagte er, — „wenn Sie mich für schlecht genug halten, von Ihrem Anerbieten in Ihrem eigenen Hause Gebrauch zu machen, so ist das Opfer nicht viel werth, und ich bin der Mühe auch nicht werth, sehr vermißt zu werden." „Weil Sie nicht mein seyn dürfen, so wünsche ich" — erwiederte die Marquise, — „daß Sie keiner angehören sollen; aber wenn die Liebe ihre Ansprüche einmal verloren hat, so erlauben Sie wenigstens, daß sie selbst noch darüber verfüge. Warum ist Ihnen mein Geschenk lästig? Fürchten Sie undankbar zu werden?" „Hierauf nöthigte sie ihn, Lauren's Addresse anzunehmen, — so hieß das junge Mädchen — und ließ sich einen Schwur ablegen, daß er sich jeden andern Umgangs enthalten wolle. Er sollte gerührt werden, und wurde es. Seine Dankbarkeit machte es ihm schwerer, die Fassung zu erhalten, als seine Liebe; und das war die gefährlichste Schlinge, die die Marquise ihm in ihrem Leben gelegt hatte.

Uebertreibend in allem, so wie ihr Geliebter, ließ sie Lauren mit zu Abend speisen, und verschwendete ihre Liebkosungen an sie, als wolle sie mit größerem Pomp des größten Opfers genießen, das die Liebe je gebracht hat. Eduard, innigst durchdrungen, überließ sich seinen Entzückungen, seine aufgeregte reizbare Seele athmete sich in seinen Blicken, in seinen Geberden aus; er sprach kein Wort, was nicht die lebhafteste Leidenschaft ausgedrückt hätte. Laura war höchst reizend, doch sie sah er nicht an. Sie bezeigte sich nicht so gleichgültig; sie beobachtete und erblickte in dem Gemälde wahrer Liebe einen für sie ganz neuen Gegenstand.

Nach Tische schickte die Marquise Lauren weg, und

blieb mit ihrem Geliebten allein. Sie hatte auf das Gefährliche dieses tête à tête gerechnet, und sich hierinnen nicht getäuscht. Indem sie aber zugleich darauf rechnete, daß er unterliegen würde, täuschte sie sich; alle ihre List trug nur dazu bey, den Triumph der Tugend glänzender und für beide schmerzlicher zu machen.

Auf diesen Abend bezieht sich am Ende des vierten Abschnitts der Julie, St. Preux's Bewunderung der Geistesstärke seines Freundes.

Eduard war tugendhaft, aber Mensch. Er besaß die ganze Einfachheit der wahren Ehre und nichts von jenem falschen Anstand, den man an ihre Stelle setzt und wovon die Leute der großen Welt so viel Aufhebens machen. Nach mehreren in ähnlichen Entzückungen bey der Marquise verlebten Tagen fühlte er die Gefahr zunehmen und im Begriff sich besiegen zu lassen, wollte er lieber das Zartgefühl, als die Tugend verletzen; er gieng zu Lauren. Bey seinem Anblicke sprang sie auf. Er fand sie traurig, versuchte sie aufzuheitern, und glaubte nicht eben großer Umstände zu bedürfen, um dies zu erreichen. Es wurde ihm aber doch nicht so leicht, als er geglaubt hatte. Seine Liebkosungen wurden übel aufgenommen, seine Anerbietungen mit einer Miene zurückgewiesen, die man nicht annimmt, wenn man etwas streitig macht, was man zu gewähren willens ist.

Eine so lächerliche Aufnahme schreckte ihn nicht ab, sie reizte ihn vielmehr. War er einem Mädchen aus einer solchen Classe kindische Rücksichten schuldig? Ohne Schonung bediente er sich seines Rechts. Laura, die trotz ihres Schreyens, ihrer Thränen, ihres Widerstandes, sich überwunden fühlt, rafft sich auf, stürzt sich in die andere Ecke des Zimmers und ruft ihm mit heftiger Stimme zu: „Tödten Sie mich, wenn Sie

wollen, aber lebendig sollen sie mich nicht berühren!" Ihre Geberden, ihr Blick, ihr Ton, waren nicht zweydeutig. Eduard, der wie man leicht begreifen kann, sehr verwundert war, ward ruhig, nahm sie bey der Hand, ließ sie niedersetzen, setzte sich neben sie, und indem er sie ohne ein Wort zu reden, ansah, erwartete er ganz kalt die Entwickelung dieser Comödie.

Sie sagte nichts; ihre Augen waren niedergeschlagen, der Athem stockte, ihr Herz schlug laut und alles verrieth eine ungewöhnliche Bewegung. Eduard brach endlich das Stillschweigen, um sie über die eigentliche Bedeutung dieses sonderbaren Auftritts zu befragen. „Sollte ich mich geirrt haben," sagte er — „sollten Sie nicht Lauretta Pisana seyn?" — „Wollte Gott!" — erwiederte sie mit bebender Stimme — „Wie so!" — versetzte er mit spöttischem Lächeln — „Hätten Sie vielleicht Ihr Gewerbe verändert?" — „Nein!" — sagte Laura — „ich bin immer noch dieselbe, aus dem Stande, in dem ich bin, kehrt man nicht wieder zurück." — Er fand in dieser Wendung der Rede, und in dem Accent, womit sie ausgesprochen wurde, etwas so Außerordentliches, daß er nicht mehr wußte, was er davon denken sollte und endlich glaubte, das Mädchen müsse närrisch geworden seyn. Er fuhr fort: „Warum also, reizende Laura, bin ich der einzige, der ausgeschlossen wird? Sagen Sie mir, warum Sie mich hassen?" — „Ich Sie hassen?" — rief sie mit noch lebhafterem Tone aus. — „Die, die ich angenommen habe, habe ich nicht geliebt; ich kann jeden andern ertragen, nur Sie nicht!" — „Aber warum das, Laura? erklären Sie sich deutlicher; ich verstehe Sie nicht!" — „Ach! verstehe ich mich denn selbst? Alles was ich weiß, ist das, daß Sie mich nie berühren werden — Nein!" — schrie sie mit noch heftigerer Bewegung auf — „Sie werden mich nie

berühren! Wenn ich mich in Ihren Armen fühlte, und daran dächte, daß Sie nur ein öffentliches Mädchen darinnen hielten, stürbe ich vor Wuth!" —

Während des Sprechens erglühte sie immer mehr. Eduard bemerkte in ihren Augen Zeichen des Schmerzes und der Verzweiflung, die ihn rührten. Er benahm sich weniger verächtlich gegen sie, und sprach in einem anständigeren und freundlicheren Tone. Sie verbarg das Gesicht, vermied seine Blicke. Er ergriff ihre Hand mit theilnehmender Miene. Kaum fühlte sie seine Hand, als sie sie an den Mund zog und unter Schluchzen und Strömen von vergossenen Thränen an ihre Lippen drückte.

War auch diese Sprache deutlich genug, so war sie doch noch nicht bestimmt genug. Nur mit Mühe brachte sie Eduard dahin, sich vollständig gegen ihn auszusprechen. Das erloschene Schamgefühl war mit der Liebe zurückgekehrt, und Laura hatte sich nie so geschämt, wenn sie ihre Person Preis gab, als jetzt, wo sie ihre Liebe gestehen sollte.

Kaum war diese Liebe entstanden, so hatte sie auch schon die höchste Stärke erreicht. Laura war lebhaft und reizbar, schön genug, um Leidenschaft zu erregen, zärtlich genug, sie zu theilen; aber in ihrer zartesten Jugend von armen Eltern verkauft, hatten ihre durch Ausschweifung befleckten Reize ihre Gewalt verloren. Im Schooße schändlicher Freuden floh die Liebe vor ihr. Elende Verführer konnten sie weder fühlen, noch einflößen. Brennbare Körper entzünden sich nicht von selbst, kommt ihnen aber ein Funken zu nahe, so lodert alles auf. So fieng Laurens Herz bey Eduards und der Marquise Entzücken Feuer. Bey dieser ihr ganz neuen Sprache fühlte sie ein süßes Beben; sie horchte aufmerksam zu und ihre begierigen Blicke ließen nichts ungesehen. Die in thränenglühende Flamme,

die aus den Augen des Liebenden sprach, drang durch die ihrigen bis in das Innerste ihres Herzens und in ihren Adern rollte noch heißeres Blut. Eduards Stimme hatte einen Ton, der sie in Wallung brachte. In allen seinen Geberden schien das Gefühl sich auszudrücken, alle seine von Leidenschaft belebten Züge, machten ihre Leidenschaft rege. So ließ das erste Bild der Liebe sie für den Gegenstand Liebe empfinden, der es ihr dargeboten hatte. Hätte er für eine andere nichts gefühlt, vielleicht hätte sie auch für ihn nichts empfunden.

In dieser Wallung kam sie nach Hause. Die Unruhe einer entstehenden Liebe hat immer etwas Süßes. Ihre erste Gemüthsbewegung war, sich diesem reizenden Gefühle ganz zu überlassen, die zweyte, die Augen über sich selbst zu öffnen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie, in welcher Lage sie sich befand, und erschrak davor. Alles, was den Hoffnungen und Wünschen der Liebenden sonst Nahrung giebt, verwandelte sich in ihrem Gemüthe in Verzweiflung. Der Besitz dessen, was ihr lieb war, bot ihren Augen nur den Anblick der Schande eines verworfenen gemeinen Geschöpfs dar, an das man seine Verachtung mit seinen Liebkosungen zugleich verschwendet; in dem Lohne der glücklichen Liebe sah sie nichts als schmähliche Entehrung. Ihre eigenen Begierden bereiteten ihr daher die unerträglichsten Qualen. Je leichter es ihr war, sie zu befriedigen, desto schrecklicher kam ihr ihr Schicksal vor. Entehrt, hoffnungslos und ohne Mittel, sich zu erhalten, lernte sie die Liebe nur kennen, um sich vergebens nach deren Freuden zu sehnen. So begannen ihre langen Leiden, und so entschwand ihr Glück eines Augenblicks.

Die entstehende Leidenschaft, die sie in ihren eigenen Augen demüthigte, erhob sie in den Augen Eduards.

Da er sah, daß sie zu lieben fähig war, verachtete er sie nicht mehr. Allein welchen Trost durfte sie von ihm erwarten? Welche andere Gefühle konnte er gegen sie zu erkennen geben, als etwa den schwachen Antheil, den ein edles, nicht mehr freyes Herz an einem Gegenstande des Mitleids nehmen kann, der nur noch so viel Ehre besitzt, seine Schande zu fühlen?

Er tröstete sie, so gut er konnte, und versprach sie wieder zu besuchen. Ueber ihren Stand sagte er ihr kein Wort und ermahnte sie nicht einmal, ihn zu verlassen. Zu was half es, den Abscheu, den sie davor hatte, noch zu vermehren, da sogar dieser Abscheu dazu beytrug, daß sie an sich selbst verzweifelte? Ein einziges Wort über einen solchen Gegenstand hätte Folgen haben, und sie ihm näher bringen können und das durfte nie geschehen. Das größte Unglück bey diesem schändlichen Gewerbe ist, daß man nichts dabey gewinnt, wenn man es aufgiebt.

Nach einem zweyten Besuche schickte ihr Eduard, der die englische Freygebigkeit dabey nicht vergaß, eine schöne Toilette und theuern Schmuck. Sie schickte ihm alles mit folgenden Zeilen zurück:

„Ich habe das Recht verloren, Geschenke auszu„schlagen, doch wage ich es, Ihnen das Ihrige zu„rückzusenden, da Sie vielleicht doch nicht die Ab„sicht hatten, mir es als ein Zeichen Ihrer Verach„tung zu geben. Senden Sie mir es noch einmal „wieder, dann muß ich es annehmen; aber Ihre Groß„muth wäre dann sehr grausam.“

Eduard war von diesem Billet betroffen, er fand es zugleich demüthig und stolz; ohne aus der Niedrigkeit ihres Standes herauszugehen, zeigte Laura darinnen doch eine gewisse Würde. Dadurch, daß sie sich so tief herabsetzte, löschte sie beynahe ihre Schande aus. Er hatte aufgehört, sie zu verachten, und fieng

an, sie zu schätzen. Er setzte seine Besuche fort, von dem Geschenke war nicht weiter die Rede und fand er sich auch durch ihre Liebe eben nicht geehrt, konnte er doch nicht umhin, Gefallen daran zu finden.

Der Marquise verschwieg er seine Besuche nicht, er hatte auch keinen Grund dazu; es würde sogar undankbar von ihm gewesen seyn. Sie verlangte mehr davon zu erfahren, und er schwor, daß er Lauren nicht angerührt habe.

Seine Mäßigung brachte eine ganz unerwartete Wirkung hervor. „Wie!" rief sie wüthend aus, — „Sie besuchen sie, und rühren sie nicht an? Was machen Sie denn bey ihr?" —

Und jetzt erwachte in ihr jene Eifersucht der Hölle, die sie verleitete, beider Leben wohl hundertmal nachzustellen und welche bis zu dem Augenblicke ihres Todes mit aller Wuth sie verzehrte.

Noch andere Umstände trugen dazu bey, diese wüthende Leidenschaft vollends zu entzünden und dieses Weib wieder in ihren wahren Charakter zu versetzen. Ich habe schon bemerkt, daß es Eduard bey der unbescholtensten Redlichkeit an Delicatesse gebrach. Er machte der Marquise das nämliche Geschenk, das ihm Laura zurückgesendet hatte. Sie nahm es an, nicht aus Geiz, sondern weil sie auf dem Fuß standen, sich gegenseitig Geschenke zu machen, ein Tauschhandel, bey dem die Marquise allerdings nichts einbüßte. Zum Unglück erfuhr sie aber die erste Bestimmung dieses Geschenks und wie es an sie gekommen war. Ich brauche nicht zu sagen, daß augenblicklich alles zerbrochen und zum Fenster hinaus geworfen wurde. Man denke, was in einem solchen Falle eine eifersüchtige Geliebte und eine Frau von Stande empfinden mußte

Jemehr indessen Laura ihre Schande fühlte, je we-

niger versuchte sie sich herauszureißen, sie verblieb aus Verzweiflung darinnen, und die Verachtung, die sie gegen sich selbst empfand, gieng auf ihre Verführer über. Sie war nicht stolz, mit welchem Rechte hätte sie es seyn sollen, aber ein stechendes Gefühl ihrer Ehrlosigkeit, das sie vergebens unterdrücken wollte, die entsetzliche Betrübniß über ihre Schande, der sie nicht entfliehen konnte, der Unwille eines Herzens, das sich noch ehrt und doch auf immer sich entehrt fühlt; alles das erfüllte die durch die Liebe nun verabscheuungswerth gemachten Freuden mit Gewissensbissen und Unmuth. Eine bey solchen verworfenen Geschöpfen sonst seltene Ehrerbietung ließ diese den Ton der Ausschweifung bey ihr vergessen, eine unwillkührliche Unruhe vergiftete ihre Entzückungen, und von dem Schicksal ihres Opfers gerührt, verließen sie es, weinten über das Opfer und errötheten über sich.

Der Schmerz verzehrte Lauren. Eduard, der nach und nach anfieng, freundschaftlichen Antheil an ihr zu nehmen, sah ein, daß sie bekümmert war, und eher aufgerichtet, als noch mehr niedergeschlagen werden müßte. Er besuchte sie. Das trug schon viel zu ihrem Troste bey. Seine Unterhaltungen bewirkten noch mehr, sie flößten ihr Muth ein; seine erhabenen und großen Gedanken gaben ihrem gebeugten Gemüth die verlorene Federkraft wieder. Welche Wirkungen brachte sie nicht hervor, da sie aus einem geliebten Munde kamen, und in ein edelgebildetes Herz drangen, das das Schicksal der Schande überlieferte, die Natur aber für die Unschuld geschaffen hatte! In einem solchen Herzen schlugen die Lehren der Tugend Wurzel und trugen Frucht.

Durch diese wohlthätigen Bemühungen brachte er es dahin, daß sie endlich besser von sich dachte. „Wenn es außer einem verderbten Herzen keine ewigen Schandflecken

giebt," — dachte sie bey sich selbst — „so fühle ich in mir etwas, womit ich meine Schmach vertilgen kann. Verachten wird man mich immer, aber ich werde es nicht mehr verdienen; ich werde mich nicht selbst mehr verachten. Dem Schauder des Lasters entronnen, werde ich den der Verachtung nicht mehr so bitter empfinden. Ach was kümmerts mich, ob alle Welt mich verhöhnt, wenn nur Eduard mich achtet? Möge er sein Werk sehen, und daran Gefallen finden; er allein kann mich für alles schadlos halten. Sollte auch die Ehre nichts dabey gewinnen, so gewinnt doch die Liebe. Ja, das Herz, das er entflammt, muß eine reinere Wohnung bekommen. Süße Empfindung, deine Entzückungen sollen nicht mehr entweiht werden. Ich kann nicht glücklich werden, kann es nie werden, das weiß ich. Ach ich bin der Liebkosungen der Liebe unwerth, aber nie werde ich die eines andern mehr dulden!"

Ihr Zustand war zu gewaltsam, als daß er von langer Dauer hätte seyn können; aber wenn sie versuchte, ihren Stand zu verlassen, stieß sie auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Sie machte die Erfahrung, daß, wer sich einmal des Rechts über seine Person begiebt, es nicht sogleich wieder erlangt, sobald er es will, und daß die Ehre eine bürgerliche Schutzwehr ist, welche diejenigen, die sie verloren haben, sehr schwach zurück läßt. Sie fand keinen andern Ausweg, sich aus ihrer drückenden Lage zu retten, als eiligst in ein Kloster zu flüchten, und ihr Haus beynahe der Plünderung Preis zu geben, denn sie lebte wie alle ihres Gleichen, insbesondere in Italien, wenn Jugend und Schönheit sie geltend machen, in großem Ueberflusse. Sie hatte gegen Bomston von ihrem Vorhaben nichts erwähnt, da sie es für erniedrigend hielt, vor der Ausführung mit ihm davon zu sprechen. Als sie sich

in ihrer Freistätte befand, zeigte sie es ihm in einem Billet an, und bat ihn, sie gegen die mächtigen Personen in Schutz zu nehmen, die von ihren Ausschweifungen Vortheil zogen und sich jetzt durch ihre Flucht beleidigt fühlen würden. Er eilte noch zeitig genug in ihre Wohnung um ihre Sachen zu retten. Wiewohl in Rom fremd, fand ein angesehener, reicher und vornehmer Heer, der für die Sache der Unschuld mit Kraft sprach, doch daselbst Einfluß genug, ihr den Aufenthalt in ihrem Kloster zu sichern, und sie dort ein Jahrgeld beziehen zu lassen, das ihr von dem Cardinal, an den sie ihre Eltern verkauft hatten, ausgesetzt worden war.

Er gieng zu ihr, sie war schön und liebte; sie war eine Büßende und verdankte ihm Alles, was sie werden wollte. Wie viele Ansprüche, um auf ein Herz, wie das seinige, Eindruck zu machen! Er war durchdrungen von den Empfindungen, welche fühlende Herzen zum Guten führen können; nur eine einzige fehlte, jene, welche sie glücklich machen konnte, und diese hieng nicht von ihm ab. Sie hatte nie so viel gehofft, war vor Entzücken außer sich und fühlte sich in einem Zustande, zu dem man so leicht nicht sich wieder emporschwingt. Sie sagte: „Ich bin wieder zu Ehren gekommen, ein tugendhafter Mann nimmt Theil an mir! Liebe! ich bereue nicht mehr die Thränen und Seufzer, die du mir kostest, du hast mir alles vergütet. Du warst meine Stärke, du bist mein Lohn! Als du mich meine Pflichten liebgewinnen lehrtest, wurdest du unter allen meine erste Pflicht. Welch ein Glück wurde mir allein nur vorbehalten! Die Liebe erhebt mich und bringt mich wieder zu Ehren, sie ist es, die mich dem Verbrechen und der Schande entreißt; sie kann mein Herz nicht anders verlassen als mit der Tugend. O Eduard!

sollte ich wieder verächtlich werden, dann habe ich aufgehört, dich zu lieben."

Laurens Zurückziehen machte Aufsehen. Gemeine Seelen, die nur von sich auf andere schließen, konnten sich's nicht denken, daß Eduard in dieser Angelegenheit nur aus Theilnahme und Redlichkeit gehandelt haben sollte. Laura war zu liebenswürdig, als daß nicht jede Mühe, die ein Mann sich um sie gab, verdächtig geworden wäre. Die Marquise, die ihre Kundschafter hatte, erhielt von allem die erste Nachricht, und ihre zügellose Entrüstung, die sie nicht verbergen konnte, trug vollends dazu bey, daß diese Intrike immer mehr bekannt wurde. Dieses Gerücht verbreitete sich bis nach Wien, wo auch der Marquis davon hörte, und im folgenden Winter kam er nach Rom, um mit der Degenspitze seine Ehre wieder herzustellen, die nichts dabey gewann.

So begannen jene doppelten Verbindungen, die in einem Lande wie Italien, Eduard tausend Gefahren aller Art bloß stellten, und zwar bald von einem beleidigten Militair, bald von einem eifersüchtigen auf Rache sinnenden Weibe, bald aber auch von denen, die mit Lauren in Verbindung gewesen waren und welche ihr Verlust wüthend gemacht hatte. Allerdings Verbindungen so seltener Art, wie sie wohl nie statt fanden, die ihn ohne Nutzen mit steten Gefahren umgaben, ihn zwischen zwey leidenschaftliche Frauen theilten, von denen er doch nie eine besitzen konnte. Von der Buhlerin zurückgewiesen, die er nicht liebte, auf die anständige Frau verzichtend, die er anbetete, zwar stets tugendhaft, aber indem er immer glaubte, der Weisheit zu huldigen, doch nur auf seine Leidenschaften hörend.

Es ist schwer zu sagen, welche Art von Sympathie zwey so ganz entgegengesetzte Charaktere, wie die

der Marquise und Eduards, vereinigen konnte; aber der Verschiedenheit ihrer Grundsätze ungeachtet, konnten sie sich nie gänzlich von einander trennen. Man kann sich die Verzweiflung dieses aufgebrachten Weibes denken, als sie glaubte, sich eine Nebenbuhlerin, und was für eine Nebenbuhlerin, durch ihre unvorsichtige Großmuth selbst geschaffen zu haben. Vorwürfe, Verachtung, Beleidigungen, Drohungen, die zärtlichsten Liebkosungen, alles wurde der Reihe nach angewendet, Eduard von diesem unwürdigen Umgange abzuziehen, von dem sie nie hatte glauben können, daß sein Herz daran Theil nähme. Er blieb standhaft; er hatte es versprochen. Laura hatte ihre Hoffnung und ihr Glück darauf beschränkt, ihn nur bisweilen zu sehen. Ihre Tugend, die nur erst wieder im Entstehen war, bedurfte einer Stütze, sie hieng von dem ab, der sie wieder hatte entstehen lassen; ihm kam es zu, sie aufrecht zu erhalten. Dasselbe sagte er der Marquise, sich selbst, und sich selbst vielleicht nicht einmal alles.

Wo ist der Mann, der streng genug wäre, die Blicke eines reizenden Gegenstandes zu fliehen, der von ihm weiter nichts begehrt, als daß er sich von ihm lieben lasse? Wo der, dem Thränen und zwey schöne Augen nicht das tugendhafte Herz entzünden? wo wäre der wohlthätige Mann, dessen schuldlose Eigenliebe sich nicht gern der Früchte seiner Bemühungen erfreute? Er hatte Lauren zu achtungswerth gemacht, als daß er sie bloß hätte achten sollen.

Als die Marquise es bey ihm nicht dahin bringen konnte, daß er aufhörte, diese unglückliche Person zu besuchen, gerieth sie in Wuth. Ohne den Muth zu haben, mit ihm zu brechen, faßte sie eine Art von Abscheu gegen ihn. Sie zittterte, wenn sie seinen Wagen ins Haus fahren sah, und erbebte vor Schrecken, wenn sie beym Heraufsteigen der Treppe das Geräusch

seiner Schritte hörte. Bey seinem Anblick ward sie ohnmächtig. So lange er sich bey ihr befand, war ihr Herz beklommen, und wenn er weggieng, überhäufte sie ihn mit Verwünschungen. Sobald sie ihn nicht mehr sah, weinte sie vor Wuth, sprach von nichts, als von Rache und ihr blutdürstiger Haß gab ihr nur solche Pläne ein, die ihrer werth waren. Sie ließ Eduard mehrmals überfallen, wenn er aus Laurens Kloster kam. Auch Lauren selbst legte sie Schlingen, um sie herauszulocken, und zu entführen. Alles das war aber doch nicht im Stande, ihn zu heilen. Den Tag darauf kehrte er zu der wieder zurück, die ihn den Abend vorher hatte ermorden lassen wollen, und unabläßig mit dem sonderbaren Vorhaben beschäftiget, sie zur Vernunft zu bringen, setzte er die seinige aufs Spiel und nährte seine Schwachheit durch den Eifer seiner Tugend.

Nach Verlauf einiger Monate starb der Marquis, der von seinen Wunden schlecht geheilt worden war, in Deutschland, vielleicht stürzte ihn aber auch der Kummer über die schändliche Aufführung seiner Gemahlin ins Grab. Dieses Ereigniß, das Eduard der Marquise hätte näher bringen sollen, diente nur dazu, ihn noch mehr von ihr zu entfernen. Er fand sie so eifrig bemüht, ihre wiedererlangte Freyheit zu ihrem Vortheile zu benutzen, daß er vor den Gedanken zurückschauderte, diese Freyheit für sich geltend zu machen. Der bloße Zweifel, ob nicht des Marquis Wunde zu seinem Tode beygetragen haben könnte, erfüllte sein Herz mit Schrecken und ließ seine Begierden schweigen. Er sagte sich, daß die Rechte des Gatten mit ihm selbst zwar für jeden andern sterben, aber seinen Mörder überleben und für diesen unverletzlich sind. Wenn Menschlichkeit, Tugend und Gesetze in diesem Punkte nichts vorschreiben, so lehrt uns

ja die Vernunft allein schon, daß die mit der Hervorbringung der Menschen verbundenen Freuden nicht der Lohn für vergossenes Blut seyn dürfen. Wäre das nicht, dann würden die Mittel, die dazu bestimmt sind, das Leben zu geben, nur Quellen des Todes werden, und das Menschengeschlecht würde eben dadurch untergehen, wodurch es erhalten werden soll.

So verlebte er mehrere Jahre zwischen seinen beiden Geliebten getheilt. Er schwankte von der Einen zur Andern, wollte oft beiden entsagen und konnte keine verlassen. Aus hundert Gründen zurückgestoßen, von tausend Empfindungen wieder angezogen, wurde er mit jedem Tage durch seine vergeblichen Anstrengungen, diese Bande zerreißen, nur noch fester in sie verstrickt. Bald gab er seiner Neigung, bald seinen Pflichten nach; reiste von London nach Rom und von Rom nach London, ohne irgends festen Fuß zu fassen. Stets feurig, lebhaft und leidenschaftlich, ward er doch niemals schwach oder strafbar, und indem er seine Stärke nur seiner großen, schönen Seele verdankte, glaubte er doch, sie seiner Vernunft zu verdanken zu haben. Kurz täglich sann er auf Thorheiten, täglich gieng er in sich, und immer war er im Begriff, seine unwürdigen Ketten zu zerbrechen. In diesen ersten Augenblicken des Unmuths war es, wo wenig fehlte, daß er sich an Julien angeschlossen hätte, und er würde es, wie es scheint, sicher gethan haben, hätte er den Platz nicht schon besetzt gefunden.

Die Marquise verlor indeß durch ihre Laster immer mehr in seinen Augen, und Laura gewann dagegen durch ihre Tugenden. Die Beständigkeit war übrigens von beiden Seiten sich gleich, allein der innere Werth derselben nicht mehr, und die Marquise, durch so viele Verbrechen erniedriget und herabgewürdiget, gab Laurens hoffnungsloser Liebe noch das, was diese allein

sich nicht würde verschafft haben. Bey Laura fand Bomston nach jeder Reise neue Vollkommenheiten. Sie hatte englisch gelernt, und wußte alles was er ihr zu lesen gerathen hatte, auswendig; sie unterrichtete sich in allen Kenntnissen, die er zu lieben schien, bemühte sich, ihren Geist nach dem seinigen zu bilden, und was von ihrem eignen ihr verblieb, entstellte sie nicht. Sie befand sich noch in dem Alter, wo Schönheit mit den Jahren zunimmt; die Marquise hingegen in dem, wo die Schönheit nur im Abnehmen ist, und wiewohl sie jenen gefühlvollen Ton hatte, der immer gefällt und rührt, wiewohl sie von Menschlichkeit, Treue, von Tugenden mit hinreißender Begeisterung sprach, wurde doch dies alles durch ihre Aufführung lächerlich und ihr Ruf strafte alle diesen schönen Redensarten Lügen. Eduard kannte sie zu gut, um noch etwas von ihr zu hoffen; unvermerkt zog er sich von ihr zurück, ohne sich jedoch gänzlich von ihr zu trennen. Er kam der Gleichgültigkeit immer nahe, ohne sie je erreichen zu können. Sein Herz rief ihn unablässig zur Marquise zurück, und seine Füße trugen ihn hin, ohne daß er daran dachte. Ein gefühlvoller Mensch vergißt ein solches Einverständniß, wie das, in welchem sie mit einander gelebt hatten, nie, er mag thun, was er will. Durch stete Intriken, List und Greuelthaten, brachte sie es aber endlich doch dahin, daß er sie verachtete. Allein er verachtete sie, ohne daß er aufhörte sie zu bedauern, und ohne je vergessen zu können, was sie für ihn gethan, und er für sie empfunden hatte.

Auf solche Weise konnte Eduard, der noch mehr von seinen Gewohnheiten als seinen Neigungen beherrscht wurde, die Verbindungen nie brechen, die ihn nach Rom zogen. Die Annehmlichkeiten einer glücklichen Haushaltung flößten ihm den Wunsch ein, bevor er alt würde, noch eine ähnliche einzurichten. Bis-

weilen beschuldigte er sich der Ungerechtigkeit und sogar des Undanks gegen die Marquise, und schob die Schuld ihres lasterhaften Charakters lediglich auf ihre Leidenschaft. Bisweilen vergaß er Laurens vorigen Stand und sein Herz übersprang, ohne daran zu denken, die Schranken, die ihn von ihr trennten. Da er mit seinem Verstande stets Entschuldigungen für seine Neigungen aufsuchte, so legte er seiner letzten Reise den Bewegungsgrund unter, seinen Freund zu prüfen, ohne zu bedenken, daß er sich selbst einer Prüfung aussetzte, in der er ohne diesen unterlegen wäre.

Der Erfolg dieses Unternehmens und die Entwickelung der Auftritte, die hierauf Bezug haben, sind im XII. Briefe des V. und III. des VI. Abschnitts so umständlich erzählt, daß sie nunmehr nichts Dunkles mehr haben können. Eduard, der von zwey Frauen geliebt wird, ohne eine von ihnen zu besitzen, erscheint anfangs in einer lächerlichen Lage; aber seine Tugend gewährte ihm selbst einen Genuß, süßer noch als den der Schönheit, und unerschöpflicher als sie. Beglückter von den Freuden, die er sich versagte, als der Wollüstling von denen, die er genießt, liebte er längere Zeit, blieb ungebunden und freute sich seines Lebens mehr, als die, die es genießen. Wie blind sind wir, daß wir es damit hinbringen, Hirngespinnsten nachzulaufen. Ach werden wir denn nie lernen, daß unter allen menschlichen Thorheiten es nur die des rechtlichen Mannes sind, die ihn glücklich machen?

Verzeichniß

der in diesem Werke enthaltenen Briefe und Gegenstände.

Erste Abtheilung.

Erster Theil.

Vorrede. Seite VII.
Zweyte Vorrede. S. XIII.
I. Brief. An Julien. S. 1.
Ihr Lehrer, der sich in sie verliebt hat, theilt ihr seine zärtlichsten Gefühle mit. Er macht ihr Vorwürfe über ihr ceremonieuses Betragen unter vier Augen und über ihren vertraulichen Ton in Beyseyn Anderer.
II. Brief. An Julien. S. 7.
Die unschuldigen Vertraulichkeiten in Beyseyn Anderer hat Julie abgestellt. Klagen ihres Lehrers hierüber.
III. Brief. An Julien. S. 9.
Ihr Geliebter bemerkt die Unruhe, die er ihr verursacht, und will sich auf immer entfernen.

Erstes Billet von Julien. S. 11.
Sie erlaubt ihrem Geliebten zu bleiben und in welchem Tone!
Antwort. S. 12.
Der Geliebte beharrt darauf, abreisen zu wollen.
Zweytes Billet von Julien. S. 12.
Sie besteht darauf, ihr Geliebter solle nicht abreisen.
Antwort. S. 12.
Verzweiflung des Geliebten.
Drittes Billet von Julien. S. 13.
Ihre Angst um das Leben ihres Geliebten. Sie befiehlt ihm, zu warten.
IV. Brief. Von Julien. S. 13.
Geständniß ihrer Liebe. Sie macht sich Vorwürfe darüber und beschwört ihren Geliebten, großmüthig gegen sie zu seyn.
V. Brief. An Julien. S. 17.
Entzücken ihres Geliebten. Betheuerungen seiner unverletzlichen Ehrerbietung.
VI. Brief. Von Julien an Clara. S. 20.
Sie dringt in ihre Freundin, zurückzukehren, und giebt ihr zu verstehen, daß sie liebe.
VII. Brief. Antwort. S. 22.
Clarens Besorgniß über den Zustand des Herzens ihrer Cousine, der sie ihre baldige Rückkehr ankündigt.
VIII. Brief. An Julien. S. 27.
Ihr Geliebter macht ihr wegen der wiedererlangten Gesundheit und Ruhe Vorwürfe, so wie wegen des vorsichtigen Benehmens, das sie gegen ihn einnimmt, und erklärt, daß er die Gelegenheiten, die ihm das Glück darbieten dürfte, und Julie ihm nicht würde rauben können, nicht vorbey lassen wolle.

IX. Brief. Von Julien. S. 30.
Sie klagt über das Unrecht ihres Geliebten; erklärt ihm die Ursachen ihrer anfänglichen Bekümmerniß und des jetzigen Zustandes ihres Herzens und fordert ihn auf, sich an die süßen Freuden einer reinen Liebe zu halten. Ihre Ahnungen wegen der Zukunft.

X. Brief. An Julien. S. 34.
Eindruck, den Juliens edle Seele auf ihren Geliebten macht. Widersprüche, die er in Absicht der Empfindungen, welche sie ihm einflößt, in sich fühlt.

XI. Brief. Von Julien. S. 37.
Erneuerung ihrer Zärtlichkeit gegen ihren Geliebten, zugleich auch ihrer Anhänglichkeit an ihre Pflicht. Sie stellt ihm vor, wie nöthig es für sie beide sey, daß er sich in Absicht ihres gemeinschaftlichen Schicksals ganz ihrer Sorgfalt überlasse.

XII. Brief. An Julien. S. 40.
Ihr Geliebter beruhigt sich bey dem, was sie von ihm verlangt. Dies veranlaßt verschiedene kritische Betrachtungen.

XIII. Brief. Von Julien. S. 48.
Vergnügt über die Reinheit der Empfindungen ihres Geliebten, giebt sie ihm zu erkennen, daß sie nicht daran zweifle, ihn einst glücklich machen zu können; meldet ihm die Rückkehr ihres Vaters und bereitet ihn auf eine Ueberraschung vor, die sie ihm in einer Laube zu machen gedenke.

XIV. Brief. An Julien. S. 51.
Heftige Gemüthserschütterung des Geliebten. Wirkung eines Kusses, den er von Julien in der Laube erhalten hat.

XV. Brief. Von Julien. S. 54.
Sie will, daß sich ihr Geliebter auf eine Zeit lang entferne und sendet ihm Geld, um in sein Vaterland zu reisen und seine Geschäfte zu besorgen.
XVI. Brief. Antwort. S. 55.
Der Geliebte gehorcht, aber sendet ihr aus einer Art Stolz das Geld zurück.
XVII. Brief. Antwort auf den vorstehenden Brief. Von Julien. S. 56.
Juliens Unwille über ihres Geliebten Weigerung. Sie sendet ihm die erste Summe verdoppelt wieder.
XVIII. Brief. An Julien. S. 59.
Ihr Geliebter nimmt das Geld an, und reist ab.
XIX. Brief. An Julien. S. 60.
Einige Tage nach seiner Ankunft in seinem Vaterlande verlangt er, seine Geliebte solle ihn zurückrufen und bezeigt ihr seine Unruhe über das Schicksal des ersten Briefs, den er ihr geschrieben.
XX. Brief. Von Julien. S. 63.
Sie beruhigt die Besorgniß ihres Geliebten in Ansehung der Verzögerung der Antworten auf seine Briefe. Ankunft ihres Vaters. Die Zurückberufung ihres Geliebten wird verschoben.
XXI. Brief. An Julien. S. 65.
Lob ihres Geliebten wegen ihrer kindlichen Anhänglichkeit an ihren Vater. Er bedauert jedoch, daß er ihr Herz nicht allein besitzt.
XXII. Brief. Von Julien. S. 68.
Verwunderung ihres Vaters über ihre erlangten Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Er wird von dem bürgerlichen Stande und dem stolzen Sinn ihres Lehrers benachrichtigt. Julie theilt alles

ihrem Geliebten mit, um ihm Zeit zu lassen, darüber nachzudenken.
XXIII. Brief. An Julien. S. 71.
Beschreibung der Walliser Gebirgsgegenden. Sitten der Einwohner. Schilderung der Walliserinnen. Juliens Geliebter sieht überall nur sie.
XXIV. Brief. An Julien. S. 83.
Ihr Geliebter beantwortet ihr den Punkt der Bezahlung für den ihr gegebenen Unterricht. Verschiedenheit der Umstände, unter denen sie sich lieben, von denen, in welchen Abelard und Heloise sich befanden.
XXV. Brief. Von Julien. S. 87.
Ihre Hoffnungen schwinden mit jedem Tage; das Gewicht der Abwesenheit drückt sie nieder.
Billet an Julien. S. 90.
Ihr Geliebter nähert sich der Gegend, wo sie wohnt und benachrichtiget sie von dem Orte seines Aufenthalts.
XXVI. Brief. An Julien. S. 91.
Schrecklicher Seelenzustand ihres Geliebten. Von der Höhe seines Aufenthaltsorts heftet er ohne Unterlaß seine Blicke nach ihr hin. Er schlägt ihr vor, mit ihm zu entfliehen.
XXVII. Brief. Von Claren. S. 97.
Julie ist dem Tode nahe, Wirkung des Vorschlags ihres Geliebten. Clara ruft ihn zurück.
XXVIII. Brief. Von Julien an Claren. S. 98.
Julie klagt über Clarens Abwesenheit, über ihren Vater, der sie an einen seiner Freunde verheirathen will und steht nicht länger für sich selbst.
XXIX. Brief. Von Julien an Claren. S. 100.
Julie verliert ihre Unschuld. Ihre bittere Reue dar-

über. Sie weiß zu Niemand als zu ihrer Freundin ihre Zuflucht zu nehmen.

XXX. Antwort. S. 102.

Clara sucht Juliens Verzweiflung zu lindern und schwört ihr unverletzliche Freundschaft.

Zweyter Theil.

XXXI. An Julien. S. 7.

Juliens Geliebter, der sie in Thränen zerfließend überrascht hat, beklagt sich über ihre so schmerzliche Reue.

XXXII. Antwort. S. 11.

Julie bereut weniger, der Liebe zu viel gewährt, als sie ihres größten Reizes beraubt zu haben. Sie giebt ihrem Geliebten, dem sie den Verdacht ihrer Mutter meldet, den Rath, Geschäfte vorzuwenden, die ihn hinderten, den Unterricht fortzusetzen, und verspricht, ihn von den Mitteln zu benachrichtigen, die sie aussinnen will, sich bey andern Gelegenheiten sehen zu können.

XXXIII. Von Julien. S. 14.

Die Zusammenkünfte in Gesellschaften gefallen ihr nicht, da sie überdies fürchtet, dergleichen Zerstreuungen könnten die Liebe ihres Geliebten schwächen, und ladet ihn ein, zu dem stillen,

friedlichen Leben zurückzukehren, aus dem sie ihn gerissen hat. Ein Plan, den sie ihm geheim hält, und über den sie ihm verbietet, sie zu fragen.

XXXIV. Antwort. S. 17.

Juliens Geliebter beruhigt sie über ihre eifersüchtigen Gedanken, und erzählt ihr umständlich alles, was in der Gesellschaft, wo sie sich getroffen, um sie herum vorgegangen ist. Er verspricht, das ihm auferlegte Stillschweigen zu beobachten. Er schlägt eine ihm angebotene Capitainsstelle in Sardinischen Diensten aus, und führt die Gründe an.

XXXV. Brief. Von Julien. S. 21.

Julie nimmt von ihres Geliebten Rechtfertigung Gelegenheit, mit ihm über die Eifersucht zu sprechen. Wäre er auch der Unbeständigkeit fähig, würde sie ihn doch nie für einen falschen Freund halten. Sie soll mit ihm bey Clarens Vater zu Abend speisen. Was dort nach Tische geschehen soll.

XXXVI. Brief. Von Julien. S. 26.

Juliens Eltern sind genöthigt, zu verreisen. Man will sie während dem bey dem Vater ihrer Cousine unterbringen. Vorkehrungen, die sie trifft, ihren Geliebten mit Sicherheit zu sehen.

XXXVII. Brief. Von Julien. S. 29.

Juliens Eltern reisen ab. Zustand ihres Herzens bey dieser Gelegenheit.

XXXVIII. Brief. An Julien. S. 31.

Juliens Geliebter ist Zeuge der zärtlichen Freundschaft der beiden Cousinen und fühlt seine eigne Liebe dadurch wachsen. Seine ungeduldige Sehnsucht nach der Zusammenkunft in der Sennenhütte, wohin ihn Julie bescheiden will.

XXXIX. Brief. Von Julien. S. 35.
Sie befiehlt ihrem Geliebten, sogleich abzureisen, um für Claude Anet, einen jungen Menschen, der sich wegen Bezahlung der Miethe für seine Braut, die sie bey ihrer Mutter unterstützt, hatte anwerben lassen, um den Abschied nachzusuchen.

XL. Brief. Von Fanchon Regard an Julien. S. 37.
Sie fleht um Juliens Beystand an, den Abschied ihres Bräutigams zu erhalten. Edle und tugendhafte Gesinnungen dieses Mädchens.

XLI. Brief. Antwort. S. 39.
Julie verspricht der Fanchon, Claude Anet's Braut, sich für ihren Geliebten zu verwenden.

XLII. Brief. An Julien. S. 40.
Juliens Geliebter reist ab, um Claude Anet's Abschied auszuwirken.

XLIII. Brief. An Julien. S. 40.
Edelmuth des Hauptmanns, bey dem Claude Anet sich hat anwerben lassen. Juliens Geliebter bittet um eine Zusammenkunft in der Sennenhütte vor der Rückkehr ihrer Mutter.

XLIV. Brief. Von Julien. S. 42.
Plötzliche Rückkehr ihrer Mutter. Vortheile, die für ihren Geliebten aus seiner, wegen Claude Anet's Verabschiedung unternommenen Reise entstanden sind. Sie meldet ihm die Ankunft Mylord Eduard Bomston's, den er schon kennt. Wie sie über diesen Fremden denkt.

XLV. Brief. An Julien. S. 46.
Wie und wo Juliens Geliebter Mylord Eduards Bekanntschaft gemacht hat. Er schildert ihn ihr. Er wirft Julien vor, sie urtheile über diesen Engländer zu sehr als Frauenzimmer und betreibt die Zusammenkunft in der Sennenhütte.

XLVI. Brief. Von Julien. S. 49.

Sie meldet ihrem Geliebten Fanchon Regard bevorstehende Hochzeit und giebt ihm zu verstehen, bey dem hochzeitlichen Geräusche könne sich wohl ein Ersatz für die geheimnißvolle Sennenhütte finden. Sie antwortet auf die Vorwürfe, die ihr ihr Geliebter in Betreff Mylord Eduards gemacht hat. Moralischer Unterschied der Geschlechter. Abendessen auf den nächsten Abend, wo Julie und ihr Geliebter mit Mylord Eduard sich befinden sollen.

XLVII. Brief. An Julien. S. 53.

Ihr Geliebter besorgt, Mylord Eduard könne ihr Gatte werden. Eine musikalische Zusammenkunft.

XLVIII. Brief. An Julien. S. 56.

Betrachtungen über die französische und italienische Musik.

XLIX. Brief. Von Julien. S. 62.

Sie beruhigt ihren Geliebten über seine Besorgnisse, indem sie ihn versichert, von einer Verbindung zwischen ihr und Mylord Eduard sey gar nicht die Rede.

L. Brief. Von Julien. S. 65.

Vorwürfe, die sie ihrem Geliebten macht, daß er sich bey einem langanhaltenden Gastmahle in Wein übernommen und im Rausche gegen sie unanständige und unsittliche Reden und Handlungen sich erlaubt habe.

LI. Brief. Antwort. S. 69.

Juliens Geliebter, über seine Aufführung erschrokken, entsagt auf Lebenszeit dem Weine.

LII. Brief. Von Julien. S. 72.

Sie scherzt mit ihrem Geliebten über seinen Schwur, keinen Wein mehr zu trinken; verzeiht ihm, und entbindet ihn seines Gelübdes.

LIII. Brief. Von Julien. S. 76.
Fanchons Hochzeit, die in Clarens statt finden sollte, soll in der Stadt gehalten werden, was Juliens und ihres Geliebten Plan vereitelt. Julie schlägt ihrem Geliebten eine nächtliche Zusammenkunft auf Gefahr ihrer beiden Leben vor.

LIV. Brief. An Julien. S. 79.
Der Geliebte in Juliens Schlafgemach. Sein Entzücken, indem er sie erwartet.

LV. Brief. An Julien. S. 81.
Empfindungen der Liebe des Geliebten. Sie sind ruhiger, aber nach dem Genusse inniger und mannichfaltiger geworden.

LVI. Brief. Von Claren an Julien. S. 85.
Juliens Geliebten Streit mit Mylord Eduard. Julie ist Veranlassung dazu. Clara, welche ihrer Freundin den Vorfall meldet, räth ihr, ihren Geliebten zu entfernen, um allen Argwohn zu vermeiden. Sie fügt noch hinzu, daß sie den Anfang damit machen müsse, die Sache mit Mylord Eduard auszugleichen, und aus welchen Gründen es geschehen müsse.

LVII. Brief. Von Julien. S. 88.
Juliens Gründe, ihren Geliebten von einem Duell mit Mylord Eduard abzurathen, die hauptsächlich auf der sorgfältigsten Schonung des Rufs seiner Geliebten und auf den Begriffen von wahrer Ehre und Tapferkeit beruhen.

LVIII. Brief. Von Julien an Mylord Eduard. S. 102.
Sie gesteht ihm, daß sie einen Geliebten habe, der ihr Herz und ihre Person besitze. Sie schildert sein Lob gegen ihn und schwört, ihn nicht zu überleben.

LIX. Brief. Herr von Orbe an Julien. S. 104.
Er legt ihr von Mylord Eduards Antwort auf ihren Brief Rechenschaft ab.

LX. Brief. An Julien. S. 105.
Mylord Eduards Ehrenerklärung. Wie weit er seine Menschlichkeit und seinen Edelmuth getrieben hat.

LXI. Brief. Von Julien. S. 112.
Gefühle der Dankbarkeit gegen Mylord Eduard.

LXII. Brief. Von Claren an Julien. S. 113.
Mylord Eduard hat Juliens Vater vorgeschlagen, sie mit ihrem Lehrer, dessen Verdienste er rühmt, zu verbinden. Der Vater empört sich über diesen Vorschlag. Mylord Eduards Gedanken über den Adel. Clara benachrichtigt ihre Freundin von dem Aufsehen, das die Sache ihres Geliebten in der Stadt gemacht hat, und beschwört sie, ihn zu entfernen.

LXIII. Brief. Von Julien an Claren. S. 121.
Juliens Vaters heftige Entrüstung gegen seine Gattin und seine Tochter, und aus welchen Gründen. Folgen davon. Reue des Vaters. Er erklärt seiner Tochter, daß er einen solchen Mann, wie ihren Lehrer, nie als Eidam annehmen werde, und verbietet ihr, ihn in ihrem Leben wieder zu sehen, oder mit ihm zu sprechen. Eindruck, den dieser Befehl auf Juliens Herz macht. Sie überträgt ihrer Freundin die Sorge, ihren Geliebten zu entfernen.

LXIV. Brief. Von Claren an Herrn von Orbe. S. 130.
Sie unterrichtet ihn von dem, was zuvörderst geschehen müsse, um die Abreise des Geliebten Juliens vorzubereiten.

LXV. Brief. Von Claren an Julien. S. 132.
Umständliche Erzählung der mit Mylord Eduard

und Herrn von Orbe wegen der Abreise Juliens Geliebten getroffenen Maßregeln. Seine Ankunft bey Claren, die ihm die Nothwendigkeit seiner Entfernung ankündigt. Was dabey in seinem Herzen vorgeht. Seine Abreise.

Zweyte Abtheilung.

I. Brief. An Julien. S 146.
Vorwürfe ihres Geliebten, der eine Beute der Schmerzen der Trennung von ihr ist.

II. Brief. Von Mylord Eduard an Claren. S. 150.
Er benachrichtiget sie von der unruhigen Gemüthsstimmung Juliens Geliebten und verspricht, ihn nicht eher zu verlassen, bis er ihn in einem Zustande weiß, auf den er rechnen kann.

Fragmente, dem vorigen Briefe beygeschlossen. S. 157.
Juliens Geliebter beklagt sich, daß Liebe und Freundschaft ihn von Allem trennen, was er liebt. Er muthmaßt, man hat ihr gerathen, ihn zu entfernen.

Dritter Theil.

III. Brief. Mylord Eduard an Julien. S. 7.
Er macht ihr den Vorschlag, mit ihrem Geliebten nach England überzugehen, und sich dort mit ihm zu vermählen und bietet ihr ein Landgut an, das er im Herzogthum York besitzt.
IV. Brief. Von Julien an Claren. S. 12.
Juliens Verlegenheit. Sie ist ungewiß, ob sie Mylord Eduards Vorschlag annehmen soll, oder nicht. Sie erbittet sich den Rath ihrer Freundin.
V. Brief. Antwort. S. 15.
Clara bezeugt Julien die unverletzlichste Anhänglichkeit und giebt ihr die Versicherung, ihr überall hin zu folgen, ohne ihr jedoch zu rathen, das väterliche Haus zu verlassen.
Billet von Julien an Claren. S. 23.
Julie dankt ihrer Cousine für den Rath, den sie in dem vorstehenden Briefe völlig verstanden zu haben glaubt.
VI. Brief. Von Julien an Mylord Eduard. S. 23.
Ablehnung des ihr geschehenen Anerbietens.
VII. Brief. Von Julien. S. 27.
Sie richtet den niedergeschlagenen Muth ihres Geliebten auf und schildert ihm mit Lebendigkeit das Ungerechte seiner Vorwürfe. Ihre Furcht, verabscheute und vielleicht unvermeidliche Bande knüpfen zu müssen.
VIII. Brief. Von Claren. S. 33.
Sie wirft Juliens Geliebten seinen schmollenden Ton und seine Unzufriedenheit vor, und gesteht

ihm, daß sie es ist, die ihre Cousine bewogen habe, ihn zu entfernen, und Mylord Eduards Anerbieten abzulehnen.

IX. Brief. Von Mylord Eduard an Julien. S. 35.

Juliens Geliebter ist vernünftiger. Mylord Eduards Abreise nach Rom. Auf seiner Rückreise will er ihren Freund in Paris abholen, ihn mit nach England nehmen, und in welcher Absicht.

X. Brief. An Claren. S. 37.

Verdacht, den Juliens Geliebter gegen Mylord Eduard gefaßt hat. Verfolg. Aufklärung. Seine Reue. Seine, durch einige Worte in einem von Juliens Briefen, verursachte Unruhe.

XI. Brief. Von Julien. S. 44.

Sie ermahnt ihren Geliebten, seine Talente in der Laufbahn zu benutzen, die er betritt; nie die Tugend zu verlassen, und nie seine Geliebte zu vergessen. Sie verspricht ihm noch, zwar nie ohne Einwilligung ihres Vaters ihn zu heirathen, aber auch ohne die seinige nie einem Andern angehören zu wollen.

XII. Brief. An Julien. S. 53.

Ihr Geliebter meldet ihr seine Abreise.

XIII. Brief. An Julien. S. 55.

Ihres Geliebten Ankunft in Paris. Er schwört ihr ewige Beständigkeit, und unterrichtet sie von Mylord Eduards Großmuth gegen ihn.

XIV. Brief. An Julien. S. 59.

Eintritt ihres Geliebten in die Welt. Falsche Freundschaften. Begriff von dem modischen Conversationstone. Widersprüche zwischen Reden und Handlungen.

XV. Brief. Von Julien. S. 67.

Critik des vorhergehenden Briefs. Clarens bevorstehende Heirath.

XVI. Brief. An Julien. S. 73.
Ihr Geliebter beantwortet die Critik seines letzten Briefes. Wo und wie man ein Volk kennen lernen muß. Schmerzliche Empfindung seiner Leiden. Trost in seiner Abwesenheit.

XVII. Brief. An Julien. S. 81.
Ihr Geliebter gänzlich im Strome der Welt. Schwierigkeit die Menschen zu studiren. Soupers, zu denen man eingeladen wird. Besuche. Schauspiele.

XVIII. Brief. Von Julien. S. 98.
Sie benachrichtigt ihren Geliebten von Clarens Vermählung; nimmt wegen Fortsetzung des Briefwechsels mit ihm andere Maßregeln, als auf dem Wege durch ihre Cousine; lobt die Franzosen; beschwert sich, daß er ihr nichts von den Pariserinnen sagt; bittet ihn, in Paris von seinen Talenten Gebrauch zu machen; kündigt ihm die Ankunft zweyer Freyer an und daß sich ihre Mutter besser befindet.

XIX. Brief. An Julien. S. 108.
Aus welchen Gründen ihr Geliebter über die Pariser so freymüthig gesprochen hat. Warum er England Frankreich vorzieht, dort seine Talente geltend zu machen.

XX. Brief. Von Julien. S. 111.
Sie schickt ihrem Geliebten ihr Bild und meldet ihm die Abreise der beyden Freyer.

XXI. Brief. An Julien. S. 112.
Ihr Geliebter schildert ihr die Pariserinnen.

XXII. Brief. An Julien. S. 133.
Entzückungen des Geliebten bey Empfang des Bildes seiner Geliebten.

XXIII. Brief. Juliens Geliebter an Frau von Orbe. S. 136.
Beschreibung der französischen Oper.

XXIV. Brief. Von Julien. S. 149.
Sie meldet ihrem Geliebten, wie sie es angefangen hat, zu dem Bilde zu kommen, das sie ihm geschickt hat.
XXV. Brief. An Julien. S. 151.
Critik ihres Bildes. Ihr Geliebter läßt es abändern.

Vierter Theil.

XXVI. Brief. An Julien. S. 7.
Ihr Geliebter wird, ohne es zu wissen, bey verdächtigen Frauen eingeführt. Folgen davon. Geständniß seines Vergehens. Seine Reue.
XXVII. Brief. Von Julien. S. 13.
Sie macht ihrem Geliebten Vorwürfe über seinen Umgang und seine falsche Scham; als die ersten Ursachen seines Fehltrittes. Sie giebt ihm den Rath, seine Beobachtungen unter der mittleren Classe der Menschen und selbst beym niederen Volke anzustellen, und beschwert sich über die Verschiedenheit zwischen den nichtssagenden Nachrichten, die er ihr sende, und den weit besseren, die er Mylord Eduard zukommen lasse.
XXVIII. Brief. Von Julien. S. 26.
Ihres Geliebten Briefe sind von der Mutter gefunden worden.

Dritte Abtheilung.

I. Brief. Von Frau von Orbe. S. 28.
Sie meldet Juliens Geliebten die Krankheit der Frau von Orbe und die Niedergeschlagenheit ihrer Tochter und sucht ihn dahin zu vermögen, Julien zu entsagen.

II. Brief. Von Juliens Geliebten an Frau von Etange. S. 33.
Versprechen, alle Gemeinschaft mit Julien aufzuheben.

III. Brief. Von Juliens Geliebten an Frau von Orbe, indem er ihr vorstehenden Brief überschickte. S. 36.
Er macht ihr darüber Vorwürfe, daß sie ihn beredet habe, Julien zu entsagen.

IV. Brief. Von Frau von Orbe an Juliens Geliebten. S. 37.
Sie benachrichtigt ihn von dem Eindruck, den sein Brief auf Frau von Etange gemacht hat.

V. Brief. Von Julien an ihren Geliebten. S. 40.
Tod der Frau von Etanges. Juliens Verzweiflung; ihre Bekümmerniß, indem sie ihrem Geliebten das letzte Lebewohl sagt.

VI. Br. Von Juliens Geliebten an Frau von Orbe. S. 42.
Er bezeugt ihr, wie lebhaft er Juliens Leiden empfinde, und empfiehlt sich ihrer Freundschaft. Seine Unruhe über die wahre Ursache des Todes der Frau von Etange.

VII. Brief. Antwort. S. 46.
Frau von Orbe wünscht Juliens Geliebten wegen des ihr gebrachten Opfers Glück; sucht ihn über den Verlust seiner Freundin zu trösten, und

zerstreut seine Unruhe über die Ursache des Todes der Frau von Etange.

VIII. Brief. Von Mylord Eduard an Juliens Geliebten. S. 54.

Er wirft ihm vor, daß er ihn vergesse; hat ihn in dem Verdacht, er wolle sich das Leben nehmen, und klagt ihn der Undankbarkeit an.

IX. Brief. Antwort. S. 55.

Juliens Geliebter beruhigt Mylord Eduard über seine Furcht.

Billet von Julien. S. 55.

Sie verlangt von ihrem Geliebten ihre Freyheit zurück.

X. Brief. Vom Baron d'Etange, in welchem das vorstehende Billet eingeschlossen war. S. 55.

Vorwürfe und Drohungen gegen den Geliebten seiner Tochter.

XI. Brief. Antwort. S. 56.

Juliens Geliebter trotzt den Drohungen ihres Vaters und wirft ihm seine Grausamkeit vor.

Billet in den vorigen Brief eingeschlossen. S. 58.

Juliens Geliebter giebt ihr die Freyheit wieder, über ihre Hand zu verfügen.

XII. Brief. Von Julien. S. 58.

Ihre Verzweiflung, da sie sich im Begriff sieht, von ihrem Geliebten auf immer getrennt zu werden. Ihre Krankheit.

XIII. Brief. Von Julien an Frau von Orbe. S. 59.

Sie macht ihr darüber Vorwürfe, daß sie so viele Sorgfalt angewandt, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Vermeintlicher Traum, der ihr fürchten läßt, ihr Geliebter lebe nicht mehr.

XIV. Brief. Antwort. S. 63.

Erklärung dieses vermeintlichen Traumes; plötz-

liche Ankunft des Geliebten; er inoculirt sich freywillig die Blattern, indem er ihre Hand küßt. Er wird unterwegs krank. Seine Rückkehr nach Paris mit Mylord Eduard.

XV. Brief. Von Julien. S. 68.

Neue Bezeugungen von Zärtlichkeit für ihren Geliebten; doch ist sie entschlossen, ihrem Vater zu gehorchen.

XVI. Brief. Antwort. S. 70.

Wallungen der Liebe und Wuth von Seiten Juliens Geliebten. Schmähliche Grundsätze, so schnell gefaßt, als verworfen. Er wird Mylord Eduard nach England folgen, und nimmt sich vor, alle Jahre sich wegzustehlen und sich heimlich zu seiner Geliebten zu begeben.

XVII. Brief. Von Frau von Orbe an Juliens Geliebten. S. 76.

Sie meldet ihm Juliens Vermählung.

XVIII. Brief. Von Julien an ihren Freund. S. 77.

Uebersicht ihrer Liebesgeschichte. Juliens gehabte Absicht bey ihren heimlichen Zusammenkünften; ihre verschwundenen Hoffnungen. Wie ihre Mutter von Allem unterrichtet wurde. Sie erklärt ihrem Vater, daß sie Herrn von Wolmar nie heirathen werde. Welche Mittel ihr Vater anwendet, um ihre Festigkeit zu überwinden. Sie läßt sich in die Kirche führen. Gänzliche Veränderung ihres Herzens. Gehaltreiche Widerlegung der Sophismen, die Entschuldigung des Ehebruchs zum Zweck haben. Sie sucht ihren gewesenen Geliebten dahin zu bringen, daß er, so wie sie, sich auf die Empfindungen einer treuen Freundschaft einschränke, und bittet ihn um seine Einwilligung, ihrem Gatten ihre frühere Aufführung zu gestehen.

XIX. Brief. Antwort. S. 117.

Empfindungen der Bewunderung und der Wuth in Juliens Freunde. Er fragt an, ob sie glücklich sey, und räth ihr ab, sich ihrem Vorhaben gemäß, ihrem Gatten zu entdecken.

XX. Brief. Von Julien. S. 123.

Ihr Glück mit Herrn von Wolmar, dessen Charakter sie ihrem Freunde schildert. Was zum Glück zwischen zwey Eheleuten zureicht. Aus welcher Betrachtung sie das vorgehabte Geständniß nicht thun will. Sie bricht allen Umgang mit ihrem Freunde ab; erlaubt ihm, bey interessanten Gelegenheiten durch Frau von Orbe ihr von sich Nachricht zu geben, und sagt ihm auf immer Lebewohl.

XXI. Brief. Von Juliens Geliebten an Mylord Eduard. S. 137.

Lebensüberdruß; er sucht den Selbstmord zu rechtfertigen.

XXII. Brief. Antwort. S. 151.

Mylord Eduard widerlegt die von Juliens Geliebten zur Rechtfertigung des Selbstmordes angeführten Gründe mit vieler Kraft.

XXIII. Brief. Von Mylord Eduard an Juliens Geliebten. S. 162.

Er macht seinem Freunde den Vorschlag, in dem Treiben eines thätigen Lebens die Seelenruhe zu suchen; sagt ihm von einer sich darbietenden Gelegenheit und verlangt von ihm Antwort, ohne sich darüber deutlicher zu erklären.

XXIV. Brief. Antwort. S. 164.

Ergebung des Geliebten Juliens in Mylord Eduards Willen.

XXV. Brief. Von Mylord Eduard an Juliens Geliebten. S. 164.

Er hat zur Einschiffung seines Freundes in der

Qualität eines Ingenieurs auf dem Kriegsschiffe einer englischen Escadre, welche die Reise um die Welt machen soll, alles vorbereitet.

XXVI. Brief. Von Juliens Geliebten an Frau von Orbe. S. 165.

Zärtlicher Abschied von Frau von Orbe und Frau von Wolmar.

Vierte Abtheilung.

Fünfter Theil.

I. Brief. Von Frau von Wolmar an Frau von Orbe. S. 7.

Sie dringt in ihre Cousine, zurück zu kommen, und aus welchen Gründen. Sie wünscht, daß ihre Freundin für immer bey ihr und ihrer Familie wohnen solle.

II. Brief. Antwort von Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 18.

Plan der nunmehr verwittweten Frau von Orbe, ihre Tochter dereinst mit dem Sohne der Frau von Wolmar zu verbinden. Sie bietet ihr an, und theilt mit ihr die Hoffnung einer vollkommenen Vereinigung.

III. Brief. Von Juliens Geliebten an Frau von Orbe. S. 29.

Er meldet ihr seine Zurückkunft, giebt ihr einen flüchtigen Abriß seiner Reise; bittet um die Erlaubniß, sie zu besuchen, und schildert ihr die Gefühle seines Herzens für Frau von Wolmar.

IV. Brief. Von Herrn von Wolmar an Juliens Geliebten. S. 36.

Er schreibt ihm, daß seine Gattin ihm so eben im Betreff ihrer ehemaligen Verirrungen ihr Herz eröffnet habe, und bietet ihm sein Haus an. Juliens Einladung.

V. Brief. Von Frau von Orbe an Juliens Geliebten. S. 37.

Frau von Orbe vereinigt ihre Einladung mit der des Herrn und der Frau von Wolmar, und verlangt, daß der Name St. Preux, den sie ihm ehedem vor ihren Leuten gegeben, wenigstens in ihren Gesellschaften beibehalten werden solle.

VI, Brief. Von St. Preux an Mylord Eduard. S. 38.

Wie St. Preux von Herrn und Frau von Wolmar aufgenommen wird. Verschiedene Bewegungen, die dabey sich seines Herzens bemächtigen. Entschluß, den er faßt, niemals wider seine Pflicht zu handeln.

VII. Brief. Von Frau von Wolmar an Frau von Orbe. S. 51.

Sie unterrichtet sie von dem Zustande ihres Herzens; von St. Preux Verhalten; von Herrn von Wolmars guter Meinung von seinem neuen Gast, und von seiner Sicherheit in Ansehung der Tugend seiner Frau; von der er keine weitere Eröffnung verlangt.

VIII. Brief. Antwort der Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 59.

Sie stellt ihr die Gefahr vor, die dabey seyn könnte, ihren Mann zum Vertrauten ihrer Empfindungen zu machen, und verlangt, daß sie ihr St. Preux auf einige Tage zuschicken soll.

IX. Brief. Von Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 65.
Sie schickt ihr St. Preux, dessen Manieren sie lobt, zurück, was zu einer Critik der manierirten Pariser Artigkeit Gelegenheit giebt. Das Geschenk, das sie ihrer Freundin mit ihrer kleinen Tochter macht.

X. Brief. Von St. Preux an Mylord Eduard. S. 74.
Er macht ihr eine umständliche Beschreibung von der Oeconomie, die in Herrn von Wolmars Hause in Beziehung auf die Dienerschaft und die Tagearbeiter eingeführt ist, was verschiedene critische Betrachtungen und Bemerkungen veranlaßt.

XI. Brief. Von St. Preux an Mylord Eduard. S. 121.
Beschreibung einer angenehmen Einöde, mehr das Werk der Natur, als der Kunst, wo Herr und Frau von Wolmar mit ihren Kindern ihre Erholungsstunden zubringen, was zu critischen Betrachtungen über den Luxus und den verdorbenen Geschmack der Reichen in ihren Gärten Gelegenheit giebt. Ueber die Gärten der Chinesen. Lächerlichkeit der Blumenliebhaber. St. Preux's Leidenschaft für Frau von Wolmar verwandelt sich auf einmal in Bewunderung ihrer Tugenden.

XII. Brief. Von Frau von Wolmar an Frau von Orbe. S. 150.
Herrn von Wolmars Charakter. Sogar schon vor ihrer Verheirathung war er von allem unterrichtet, was zwischen seiner Gattin und St. Preux vorgefallen war. Neue Beweise seines vollkommenen Vertrauens auf ihre Tugend. Herr von Wolmar muß einige Zeit verreisen. Frau von Wolmar fragt ihre Cousine um Rath,

ob sie es verlangen soll oder nicht, daß St. Preux ihren Mann begleite.

Sechster Theil.

XIII. Brief. Antwort der Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 7.
Sie zerstreut die Sorgen ihrer Cousine in Bezug auf St. Preux, und sagt ihr, gegen diesen Philosophen alle die überflüssigen Vorsichtsregeln anzuwenden, die ihr ehemals so nothwendig gewesen seyn würden.

XIV. Brief. Von Herrn von Wolmar an Frau von Orbe. S. 19.
Er meldet ihr seine Abreise und unterrichtet sie von dem Plane, die Erziehung seiner Kinder St. Preux anzuvertrauen; ein Plan, der sein, in Bezug auf seine Gattin und ihren ehemaligen Geliebten so sonderbares, Verhalten rechtfertiget. Er unterrichtet seine Cousine von den Entdeckungen, die er in Betreff ihrer eigentlichen Gefühle gemacht hat und von seinen Gründen zu der Prüfung, der er sie durch seine Abwesenheit unterwirft.

XV. Brief. Von St. Preux an Mylord Eduard. S. 27.
Betrübniß der Frau von Wolmar. Unglückliches Geheimniß, das sie St. Preux entdeckt, der für jetzt seinen Freund nicht davon unterrichten kann.

XVI. Brief. Von Frau von Wolmar an ihren Gatten. S. 30.
Sie wirft ihm vor, daß er sich der Tugend seiner Gattin auf eine sehr harte Weise erfreue.

XVII. Brief. Von St. Preux an Mylord Eduard. S. 30.
Gefahr, der Frau von Wolmar und St. Preux auf dem Genfer See ausgesetzt sind. Sie steigen endlich ans Land. Nach dem Mittagsmahl führt St. Preux Frau von Wolmar in die Einsiedeley von Meillerie, wo er sich ehedem mit nichts als mit seiner theuren Julie beschäftigte. Sein Entzücken beym Anblick der alten Denkmäler seiner Leidenschaft. Das tugendhafte und kluge Betragen der Frau von Wolmar. Sie schiffen sich nach Clarens wieder ein. St. Preux's fürchterliche Versuchung. Innerer Kampf, den seine Freundin besteht.

Verzeichniß

der in der fünften und sechsten Abtheilung enthaltenen Briefe und Stücke.

Fünfte Abtheilung.

I. Brief. Mylord Eduard an St. Preux. S. 44.
Rathschläge und Vorwürfe. Lob des Genfer Bürgers d'Abouzil. Mylord Eduards baldige Zurückkunft.
II. St. Preux an Mylord Eduard. S. 50.
Er versichert seinem Freunde, daß er seine Seelenruhe wieder erlangt habe, und schildert ihm Herrn und Frau von Wolmars Privatleben und

die kluge Verwaltung ihrer Güter und Einkünfte. Critik des Luxus, der Pracht und der Eitelkeit. Der Landmann soll bey seinem Stande bleiben. Gründe, aus welchen man Bettlern ein Almosen geben soll. Ehrerbietung gegen das Alter.

III. Brief. St. Preux an Mylord Eduard. S. 99.
Annehmlichkeit des ruhigen, gefaßten Lebens unter seinen Freunden. Erziehung der Wolmarschen Kinder. Scharfsinnige Critik der gewöhnlichen Erziehung.

IV. Brief. Mylord Eduard an St. Preux. S. 145.
Er verlangt von ihm die Erklärung des geheimen Kummers der Frau von Wolmar, von dem ihn St. Preux in einem Briefe, den er nicht erhalten, Nachricht gegeben hat.

V. Brief. St. Preux an Mylord Eduard. S. 147.
Herrn von Wolmars Unglaube, als Veranlassung zu Juliens geheimen Kummer.

Siebenter Theil.

VI. Brief. St. Preux an Mylord Eduard. S. 7.
Ankunft der Frau von Orbe und ihrer Tochter bey Herrn von Wolmar. Freudige Stimmung und Feste bey dieser Gelegenheit.

VII. Brief. St. Preux an Mylord Eduard. S. 15.
Beschreibung der Ordnung und Fröhlichkeit, die bey Herrn von Wolmar in der Weinlese herrscht. Der Baron d'Etanges und St. Preux haben sich aufrichtig versöhnt.

VIII. Brief. St. Preux an Herrn von Wolmar. S. 29.
St. Preux ist mit Mylord Eduard nach Rom gereist. Er bezeigt Herrn von Wolmar seine Freude über die ihm bestimmte Erziehung seiner Kinder.
IX. Brief. St. Preux an Frau von Orbe. S. 33.
Er stattet ihr von den Ereignissen des ersten Tages seiner Reise Rechnung ab. Erneuerte Schwächen seines Herzens. Unglückweissagender Traum. Mylord Eduard führt ihn nach Clarens zurück, um ihn von seiner träumerischen Furcht zu heilen. St. Preux überzeugt sich, daß Julie gesund ist, und kehrt, ohne sie gesehen zu haben, zurück.
X. Brief. Frau von Orbe an St. Preux. S. 42.
Sie macht ihm Vorwürfe, daß er sich den beiden Cousinen nicht gezeigt habe. Eindruck, den St. Preux's Treue auf Claren macht.
XI. Brief. Herr von Wolmar an St. Preux. S. 45.
Er neckt ihn mit seinem Traume, und macht ihm einige leichte Vorwürfe wegen seiner Erinnerung an seine alte Liebe.
XII. Brief. St. Preux an Herrn von Wolmar. S. 47.
Mylord Eduards ehemalige Liebesgeschichte. Bewegungsgrund zu seiner Reise nach Rom. In welcher Absicht er St. Preux mitgenommen hat. Dieser will nicht zugeben, daß sein Freund eine unanständige Verbindung eingehe. Er fragt deshalb Herrn von Wolmar um Rath, und empfiehlt ihm Verschwiegenheit.
XIII. Brief. Frau von Wolmar an Frau von Orbe. S. 52.
Sie hat die geheimen Gesinnungen ihrer Cousine für St. Preux erforscht; zeigt ihr die Gefahren, denen sie mit ihm ausgesetzt seyn kann und räth ihr, ihn zu heirathen.

XIV. Brief. Henriette an ihre Mutter. S. 68.
Sie sagt ihr, welche Langeweile ihre Abwesenheit im ganzen Hause verursacht; bittet sie, ihr für der kleinen Mali ein Geschenk mitzubringen und vergißt sich auch nicht dabey.

Sechste Abtheilung.

I. Brief. Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 70.
Sie meldet ihr ihre Ankunft in Lausanne, wohin sie sie zur Hochzeit ihres Bruders einladet.

II. Brief. Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 72.
Sie unterrichtet ihre Cousine von ihren Empfindungen für St. Preux. Ihre Fröhlichkeit soll sie immer vor Gefahr sicher stellen. Ihre Gründe, warum sie Wittwe bleiben will.

III. Brief. Von Mylord Eduard an Herrn von Wolmar. S. 89.
Er benachrichtigt ihn von der glücklichen Entwicklung seiner Abenteuer; eine Wirkung des klugen Benehmens St. Preux, und nimmt Herrn von Wolmars Anerbieten an, sein übriges Leben in Clarens zuzubringen.

IV. Brief. Herr von Wolmar an Mylord Eduard. S. 99.
Er ladet ihn aufs neue ein, mit St. Preux das Glück seiner Familie zu theilen.

V. Brief. Frau von Orbe an Frau von Wolmar. S. 102.
Charakter, Geschmack und Sitten der Einwohner von Genf.

VI. Brief. Frau von Wolmar an St. Preux. S. 112.
Sie theilt ihm ihr Vorhaben mit, ihn mit Frau von Orbe zu verheirathen; giebt ihm hierauf Bezug habenden Rath und bestreitet seine Grundsätze über das Gebet und die Freyheit.

VII. Brief. St. Preux an Frau von Wolmar. S. 128.
Er weist den Vorschlag der Frau von Wolmar wegen einer Verbindung mit der Frau von Orbe zurück, und giebt deshalb seine Gründe an. Er vertheidigt seine Meinungen über das Gebet und die Freyheit.

Achter Theil.

VIII. Brief. Frau von Wolmar an St. Preux. S. 7.
Sie macht ihm freundschaftliche Vorwürfe und bey welcher Gelegenheit das geschieht. Ueber die Süßigkeit der Sehnsucht und die Reize der Täuschung. Welche Annehmlichkeiten Julie genießt. Ihre Unruhe in Ansehung des Unglaubens ihres Gatten ist gestillt und wodurch. Sie benachrichtigt St. Preux von einer Lustfahrt mit ihrer Familie nach Chillon. Unglückliches Vorgefühl.

IX. Brief. Fanchon Anet an St. Preux. S. 32.
Frau von Wolmar stürzt sich in das Wasser, in das sie eines ihrer Kinder fallen sieht.

X. Brief. An St. Preux. Angefangen von Frau von Orbe und beendigt vom Herrn von Wolmar. S. 34.
Juliens Tod.

XI. Brief. Herr von Wolmar an St. Preux. S. 34.
Umständliche Nachricht von der Krankheit der Frau von Wolmar. Ihre verschiedenen Unterredungen mit ihrer Familie und einem Prediger über die wichtigsten Gegenstände. Claude Anet's Zurückkunft. Juliens Seelenruhe im Tode. Sie stirbt in den Armen ihrer Cousine. Man glaubt irrigerweise, daß sie wieder aufgelebt sey, und was solches veranlaßt hat. Wie St. Preux's Traum gewissermaßen in Erfüllung geht. Bestürzung des ganzen Hauses. Clarens Verzweiflung.

XII. Brief. Von Julie an St. Preux. S. 92.
Julie betrachtet ihren Tod als ein Geschenk des Himmels und aus welchem Grunde. Sie dringt noch einmal in St. Preux, sich mit Frau von Orbe zu verbinden, und überträgt ihm die Erziehung ihrer Kinder. Ihr letztes Lebewohl.

XIII. Brief. Von Frau von Orbe an St. Preux. S. 97.
Sie gesteht ihm ihre Empfindungen für ihn, und erklärt ihm zugleich, daß sie nicht wieder heirathen wolle. Sie stellt ihm die Wichtigkeit der ihm übertragenen Pflichten vor, und sagt ihm, daß sie bey Herrn von Wolmar eine Stimmung bemerke, die ihr eine baldige Abschwörung seines Unglaubens erwarten lasse. Sie ladet ihn und Mylord Eduard ein, sich mit Juliens Familie zu vereinigen. Lebendige Schilderung der zärtlichsten Liebe und des bittersten Schmerzes.

Mylord Eduard Bomstons Liebes = Abenteuer. S. 101.

Eduard macht in Rom mit einer neapolitanischen Dame Bekanntschaft. Charakter derselben. Beschaffenheit ihrer Verbindung. Diese Dame will ihm eine Maitresse aus dem niedern Stande zuwenden. Gefahr einer Lage, der Eduard entgeht. Laurens Charakter; Wirkung der wahren Liebe auf sie. Eduard besucht sie oft, ohne sie zu lieben. Schreckliche Wirkung dieser bey Lauren fortgesetzten Besuche auf die Marquise. Laura ändert ihre Aufführung und zieht sich in ein Kloster zurück. Die Marquise, außer sich, verbreitet ihre eigne Intrigue mit Eduard. Ihr Gatte erfährt es in Wien. Was hieraus erfolgt. Sonderbare Lage Eduards. Unglückliches Unternehmen der Marquise. Der Marquis stirbt in Deutschland. Eduard will von diesem Ereignisse keinen Vortheil ziehen. Seine Lebensweise bis zu dem Augenblick, wo er Julien kennen lernt.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Julie oder die neue Heloise in Briefen zweyer Liebenden, Bewohner einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen

Bd.: 8

Leipzig 1826

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(10#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718256-1